

Karl Zimmert:

Das Werden des deutschen Volkes und seiner Stämme, von der Sprachforschung her gesehen

Es besteht kein Zweifel mehr darüber, daß die deutschen Stämme — nicht zu verwechseln mit den zahlreichen politischen Territorien vom 13. bis ins 19. Jahrhundert — durchaus nicht die deutsche Einheit gefährden; im Gegenteil, daß sie bei richtiger politischer Haltung und Führung sich wundervoll ergänzen: Jeder einzelne vollbringt, seiner besonderen Fähigkeit entsprechend, eigenartige Leistungen, die der Gesamtnation zugute kommen. Die Wissenschaft hat sich dabei in steigendem Maße bemüht, die Frage nach der Entstehung dieser Stämme und damit auch des deutschen Volkes zu beantworten; so weit ich sehe, im wesentlichen mit Hilfe der Geschichte und Rassenkunde. Aber auch die Sprach- bzw. die Mundartenforschung kann den Weg in die Tiefen des völkischen Werdens weisen. Auch von dieser Grundlage aus läßt sich der Aufbau der deutschen Stämme und des Gesamtvolkes darstellen.

Die Mundartenforschung verfolgt auf Grund eines reichen statistischen Materials den Verlauf jener Grenzen, bis zu denen innerhalb eines bestimmten Gebietes bestimmte Wortformen im Gebrauch sind, und legt sie als „Linien“ auf der Sprachkarte fest, so etwa die Linie von „ich“ statt „ik“. So konnte sie feststellen, daß jeweils zahlreiche Linien in „Linienbündeln“ nahezu zusammenstreffen, und konnte auf diese Weise einen Raum gegen einen benachbarten abgrenzen, in dem andere Wortformen im Gebrauch sind. Solche mundartlich abgeschlossene Gebiete sind zugleich Kulturräume: „Kernlandschaften“, innerhalb deren sich infolge der Verkehrsgemeinschaft ein sprachlicher Ausgleich vollzieht, ausgehend von einem politischen oder kulturellen Mittelpunkt wie Köln, Trier oder Berlin (mitteldeutsche Sprachinsel inmitten des „Niederdeutschen“). Sie verhalten sich gegeneinander meist passiv; einige aber sind sehr aktiv, wie z. B. Bayern gegenüber Schwaben und dem Norden, oder Mainz und Trier, gleichfalls nach Norden hin. Von ihnen gehen sprachliche „Strahlungen“ (von Wortformen) aus, weniger auf dem Wege der „persönlichen“, als der „mündlichen“ Wanderung, bzw. Fortpflanzung; jedenfalls aber entlang den Verkehrswegen. Manche Sprachlandschaften werden durch die benachbarten ganz umgebildet. Von Regensburg aus stößt das „Mittelbayerische“ ins „Nordbayerische“ vor, während das ebenfalls nordbayerische Egerland in seiner landschaftlichen und eben darum mundartlichen Absonderung beharrlich bleibt. Solche Umbildungen gehen sehr langsam vor sich. Der Vormarsch der mitteldeutschen Mundarten

ins Niederdeutsche hinein begann im 14. Jahrhundert stufenweise; zunächst in der Linie „ich“ für „ik“, am weitesten kamen „besser“ für „beter“ und „woche“ für „weke“, diese forms bis zur Ostsee. Die Schriftsprache trägt zu diesem Vorgang bei. Die Umbildung des Niederdeutschen ist aber noch lange nicht beendet. Schneller als totale Ausgleiche und Umbildungen verlaufen Einzelvorgänge, eben die „Strahlungen“. Die zweite Lautverschiebung, die das Hochdeutsche vom Niederdeutschen abhob, durchsetzte den deutschen Sprachraum vom Südrand bis zur niederdeutschen Sprachscheide vom 6. bis 8. Jahrhundert, die hochdeutsche Diphthongierung von Kärnten aus denselben Raum vom 12. bis 15. Jahrhundert. Über die Ursachen dieser Lautverschiebungen ist man sich noch nicht im Klaren; ob russische Einwirkungen im Spiele sind, ob Kulturströme vom Süden (Langobarden). Tatsache ist, daß die allermeisten Kulturströme, die auf die Sprachentwicklung Einfluß übten, vom Süden und Westen kamen; im Zeitalter der Staufer war der deutsche Südwesten kulturell führend. Später zogen Kultur- und Sprachformen mit der Ostkolonisation von Westen nach Osten, noch später gewannen die osmitteleutschen Mundarten großen Einfluß auf die fürstlichen Kanzleien von Thüringen bis Schlesien und Mähren, damit auch auf die neuhochdeutsche Schriftsprache Luthers.

Eine klare, umfassende Übersicht über die Ergebnisse der Mundartenforschungen bietet in den letzten Jahren Ad. Bach. Als wichtigstes stellt er in Übereinstimmung mit Wrede fest, daß die heutigen Mundartengrenzen nicht mit den alten Stammesgrenzen zusammenfallen, daß jene vielmehr durch die kulturellen Räume, politischen Territorien (15. bis 18. Jahrhundert) bedingt sind. Was läßt sich nun aus den bisherigen Ergebnissen der Mundartenforschung folgern? Erstens: Wie sich in späterer Zeit innerhalb neuentstandener Territorien durch Ausgleiche neue Mundarten bildeten, so mußten auch die germanischen Stämme der sogenannten Völkerwanderungszeit, d. h. die jetzigen Altstämme, sich nach ihrer Sesshaftwerdung erst gegenseitig politisch abgesondert haben, bevor ihre Mundarten sich entwickeln konnten; es gilt für das Verhältnis von Mundart zu Stamm, was Kjellén über das Verhältnis von Sprache zur Nation sagte: die Sprache sei ein wichtiges Zeugnis durchgeführter und abgeschlossener Nationsbildung, nicht deren Ursache, sondern eine ihrer Wirkungen. Zweitens: Die durch die Mundartenforschung ausgeliederten Sprach-(Kern)land-

schaften haben sich zum Teile erst vom späteren Mittelalter an ausgebildet. Josef Nadler weist im Abschnitt „Neustämme und Siedelgemeinden“ darauf hin, daß die größeren Koloniallandschaften bereits stammhaft geworden seien, so Mecklenburg, Pommern, Preußen, Schlesien, Meisen, Brandenburg, Siebenbürgen. Und doch setzt sich die Bevölkerung dieser Neustämme aus oft mehr als drei verschiedenen Siedlerströmen der Altstämme zusammen; Siebenbürgen aus vier, das Gottscheer Land sogar aus sechs. Alle aber sind im Zustande mundartlichen Ausgleichs. Drittens: Die deutschen Stämme, die uns jetzt als von jeher gegeben erscheinen, die sogenannten Altstämme, müssen also so gut wie die neuen Stämme, die sich auf dem Kolonisationsgebiet des Ostens entwickelten, ebenfalls einmal Neustämme gewesen sein, d. h. sich aus verschiedenen kleineren Stämmen und Volkspolitern zusammengesetzt haben, um sodann landschaftlich und politisch zum Großstamm zu verschmelzen. Und in der Tat: Es zogen nach Britannien neben Angeln und Sachsen auch Jüten, Warnen, Sueven, Friesen und Chauken; mit den Langobarden nach Italien auch Sachsen, Gepiden, Schwaben, ja auch Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Noriker. Auch Franken, Alemannen, Sachsen und Bayern schlossen sich aus verschiedenen Kleinstämmen zusammen. Bevor ich aber weiterhin mit diesen germanischen Großstämmen mich befaße, möchte ich der Frage nach der Beschaffenheit ihrer Bestandteile, der germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit, mich zuwenden.

Auch über die germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit erteilt die Sprachforschung die beste Auskunft. Wohl unterscheidet sie West-, Ost- und Nordgermanen. Ihre Sprachen hatten sich durch die erste, die germanische Lautverschiebung aus der indogermanischen Sprachgemeinschaft ausgegliedert. Aber all die zahlreichen germanischen Stämme besaßen damals noch eine weitgehend einheitliche, eine gemeinermanische Sprache. Das gilt noch bis zur zweiten, althochdeutschen Lautverschiebung, wie die Mundartenforschung feststellte. Nur auf dem Boden weitgehender Sprachgleichheit war auch, wie Wagner meint, die angelsächsische Mission auf dem Festlande möglich und wirksam.

Hören wir die antiken Schriftsteller, besonders Tacitus! Dieser war über die Verhältnisse der Germanen ziemlich gut unterrichtet; selbst über den Osten, wie seine Bemerkungen über die Peucini, Marsigni und Buri einer, über die Cotini und Osti anderseits bezeugen. Tacitus kennt keine sprachlichen Unterschiede zwischen den Germanenstämmen, nur einen solchen zwischen ihnen, Galliern und Pannoniern; auch keinen rassischen oder wesentlichen kulturellen.

Die altgermanischen Stämme liebten es durch breite Markzonen getrennt zu siedeln. Der Stamm kämpfte nach Sippen getrennt und in größerer Kampfgemeinschaft als Stamm neben Stamm. Solche Berichte genügen nicht, um rassische Verschiedenheit der Stämme annehmen zu dürfen. Zwar spricht Tacitus von der rassischen Unverserbtheit der Germanen; das bedeutet aber nur, daß sie sich nicht mit Fremdrassigen mischten, läßt aber die Möglichkeit

der Einheirat in die germanischen Nachbarstämme zu. Abgesehen von einer Bemerkung über die Chauken sind nur noch zwei über Rassenmischung anzuführen. Er sagt, daß die Peucini immerhin durch Einheirat germanisch seien. Auch führt nicht mit Unrecht ihren Beinamen Bastarna auf denselben Vordamm wie das Wort Bastard zurück; ebenso dürfte seine Annahme richtig sein, daß die Halbgermanen des Livius mit den germanischen Hülsvölkern der insubrischen Gallier in der Schlacht bei Clastidium und mit den Cäsaten des Polybios in der Schlacht bei Telamon identisch seien. In ihrer Vereinzelung bekräftigen diese Einschränkungen die Regel: die Kassenrein- und -reinheit der Germanen der Vordammwanderungszeit. Sie waren weder sprachlich noch rassisch geschieden, bildeten also nur landschaftlich und politisch getrennte Einheiten der nördlichen Grundrasse. Feinere, sprachliche Unterschiede und Sonderformen entwickelten sich erst allmählich. Die Kassenrein- und -reinheit war aber selbst noch nach der Völkerwanderungszeit so groß, daß J. K. A. K. meint, daß die frühmittelalterlichen süddeutschen Heibengräber durch die Verteilung von Längen-Breiten-Indizes der Schädel erweisen, daß die damalige germanische Bevölkerung Süddeutschlands mit der heutigen Landbevölkerung von Dänemark übereinstimmt.

Es gilt nun, die Wandlung der germanischen Großstämme der Völkerwanderungszeit zu deutschen Stämmen zu verfolgen. Nicht in der Form der „Erfolgshaften“, sondern etwa nach Art der Barents wanderten ganze Volkstämme, veranlaßt durch den Zwang der Landnot. Oft war es auch eine junge Keule nach Art des italischen ver sacrum; mitunter vereinigen sich Gruppen aus verschiedenen Stämmen, wieder nur zwangsgewisse, um das gemeinsame Ziel, das Neuland, um so sicherer zu erlangen. Ein lehrreiches Bild zeigt uns der Verband der sieben Stämme unter Führung des Svevenkönigs Ariovist. Damals übernahm der Verband nach dem führenden Stamm den Gesamtamen „Sveven“ Wäre die Landnahme geglückt, so wäre auf gallischem Boden ein Großstamm entstanden und heute würde ohne Cäsars Bericht niemand wissen, daß ursprünglich nur einer der sieben Stämme den Namen Sveven geführt hatte (H. G. I. S. 1). Nachdem das Ziel erreicht war, trennten sich die Stämme von neuem und wurden dann erst viel später politisch geeint, wie z. B. die Angeln, Sachsen u. a. in Britannien. Nur in einem günstigen Kaume konnte ein frühzeitiger politischer Zusammenschluß der Volkspoliter erreicht werden, wie in Bayern. Im nördlichen Gallien erreichten die Merowinger den Zusammenschluß des Frankenstammes nur durch Verbindung von Rücksichtslosigkeit und welscher List mit erlernter römischer Kriegskunst. Die sogenannten Stammesherzogtümer waren also nicht naturgegebene Gliederungen des Germanentums, sondern durch den Zwang der Umstände zusammengeführte Stammesverbände, waren durch die Kunst ihrer Führer gebildete politische Einheiten; demnach war auch die Herzogs- oder Königswürde sehr bald mehr oder weniger erblicher Besitz geworden. Das zeigt auch der weitere Verlauf der Geschichte. Satten schon die

Agilolfinger in Bayern und Liudolfinger in Sachsen sich bei der Gründung ihrer Staaten keineswegs um Stammesgrenzen gekümmert, so hatten auch bei der Gründung des deutschen Reiches 919 nicht etwa alle deutschen Stämme mitzutun, sondern nur die Franken, Bayern, Schwaben und Sachsen. An die Stelle dieser Territorien des frühen Mittelalters traten später wieder andere Territorien; was aber sehr bezeichnend ist, auch andere Stämme. Denn dann gab es kein alemannisches oder großfränkisches Stammesbewußtsein mehr, sondern ein schweizerisches, elßäsisches, schwäbisches, sächsisches, lothringisches, rheinländisches, bessisches, mainfränkisches.

Nach erfolgter Gründung des Großstammes und der Grenzziehung (Kennefteig!) begann Absonderung gegen die anderen Stämme und der Ausgleich im Innern, nach Recht und Sitte, Mundart, ja auch in rassistischer Beziehung; die Wandlung der germanischen zu deutschen Stämmen. Kann man nämlich glauben, daß die Verschiedenheit der neuen Lebensräume an der Nordsee, im Mittel- und Hochgebirge, in den südlichen Talebenen mit ihren großen Temperaturgegensätzen und ihrer Trockenheit ohne Einfluß auf Leib und Leben der Bewohner, vor allem auf ihre Sprache bleiben konnte? Kann jemand beweisen, daß die beginnende Mischung mit Fremdrassigen in West, Süd und Ost die Bildung von Schädelform und Sprachorganen beeinflussen mußte? Fast alle sprachlichen Änderungen vom 6. Jahrhundert an gingen gerade von den südlichen Gegenden aus und fanden dort ein Ende, wo das Germanentum in der Tiefebene keinerlei Änderung der Umwelt erfahren hatte (siehe auch Bach, Deutsche Volkskunde, über die „natürlichen Bedingungen des Lebensraumes“ [§ 350] und den Einfluß der Umgebung und Tradition“ [§ 344]). Schon Günther glaubte darauf hinweisen zu müssen, daß das Bajawarische und Alemannische in Mundart, Charakter und geistiger Veranlagung durch die Mischung mit fremden Rassen beeinflusst sein könnte. Eine neue Rassenmischung erfolgte vom 8. Jahrhundert an, seit Einführung des Christentums. Damals begann die Aufhebung der Schranken zwischen Freien und Unfreien, das gleichzeitige Schwenden der Masse der Gemeinfreien und das Aufsteigen der Ministerialen aus dem Stande der Unfreien. Die fremdrassige Mischung vollzog sich durch die Mischung mit Slaven und romanisierten Kelten, da vorzüglich aus diesen sich die unfreien Stände zusammensetzten, oder durch ihre Eindeutschung. Jene brachten Ostbaltische, im Südosten auch Dinarische Rassenbestandteile, diese Ostische, in geringem Maße auch Westische hinzu.

Die deutschen Stämme, die im 9. Jahrhundert ihren endgültigen politischen Zusammenschluß vollzogen, waren also wesentlich anders beschaffen als die, welche zur Völkerwanderungszeit halb freiwillig, halb gezwungen sich zu den germanischen Großstämmen zusammengeschlossen hatten. Läßt sich der Zeitpunkt bestimmen, wann diese Stämme aus germanischen deutsche Stämme wurden? Eine Frage, die identisch mit derjenigen nach dem Beginn des deutschen Volkes ist.

Die Anfänge des deutschen Volkes dürften jetzt, ebenfalls unter Mitwirkung der Sprachwissenschaft, einigermaßen aufgeleuchtet sein. Vertreter der christlichen Weltanschauung stellten die These auf, das deutsche Volk sei erst durch das Christentum entstanden. Das ist wohl nur ein Schluß „post hoc, erga propter hoc“. Bach (a. a. O. § 347) schreibt die „Zusammenweisung“ der Stammesvolkstümer der kulturüberbauenden Umwelteinflüssen, besonders der „Verkehrsgemeinschaft“ zu, sie sei als ein „sozialpsychologisches Faktum“ zu werten. Auch andere Staaten sind noch vor Annahme des Christentums entstanden, z. B. das Ausland der Kurien oder das Ungarn der Arpaden. Richtig ist, daß sich die Merowingier und Karolinger des Christentums zum Auf- und Ausbau des fränkischen Reiches bedienten, aber ebenso wahr, daß die Kirche zwecks Erhaltung dieses Reiches die Abspaltung des ostfränkischen mehr zu verhindern als zu fördern bestrebt war. Wir hören aber von keinerlei Anteilnahme deutscher Kirchenfürsten an dem Wablaft, durch welchen die Franken, Schwaben, Bayern, Thüringer und Sachsen 887 an Stelle des abgestorbenen Kaisers Karl des Dicken Arnulf von Kärnten zum König des ostfränkischen Reiches erhoben. Die mönchlichen Annalisten hätten sonst gewiß einer solchen Anteilnahme rühmend gedacht. Das Frankenreich hörte gegen den Willen der Kirche auf zu bestehen, und das ostfränkische Reich wurde, mindestens ohne Mitwirkung der Kirche, zum Deutschen Reich (Mühlbacher).

Bisher war man der Ansicht, es gäbe vor dem 10. Jahrhundert keine deutsche Geschichte; das kann jedoch nur mit der Einschränkung gelten, daß man nicht ein bestimmtes Jahr für ihren Beginn angeben kann, sondern einen längeren Zeitabschnitt ansetzen muß, in dem sie sich aus der Geschichte des gesamtfränkischen Reiches herauschälte. Das geschah seit dem Tode Kaiser Karls (814) während der Regierung Kaiser Ludwigs des Frommen und König Ludwigs des Deutschen und vollzog sich parallel mit folgenden im Zusammenhang stehenden Vorgängen: mit dem Verfall des Gesamtreiches, mit der fast ausschließlich durch die deutschen Stämme gemeinsam geführten Verteidigung der Grenzen des webrloren Reiches, mit dem dadurch wachsenden Zusammengehörigkeitsgefühl dieser Stämme und mit der sprachlichen Lösung des Deutschtums vom Romanentum und Festlegung der Sprachgrenze. Meilensteine dieser Entwicklung sind die Straßburger Eide 842, der Teilungsvertrag zu Meerssen 870, der mehr freiwillige als erzwungene politische Zusammenschluß der deutschen Stämme 887. Es bliebe nur die Frage übrig, ob es 887 nur deutsche Stämme oder nicht auch ein deutsches Volk gab?

Ein Beschluß der Synode von Tours unterscheidet 813 zwischen der lingua rustica romana und der lingua theodisca. Die lingua theodisca erscheint übrigens zu allererst im Jahre 788 (Meynen). Die Straßburger Eide werden 842 in der lingua romana und lingua teudisca gesprochen. Es ist ganz unzulässig, gegenüber dieser klaren Unterscheidung der altfranzösischen und altohochdeutschen Sprache von einem Unterschied zwischen der Sprechweise des Volkes und der gelehrten Kirchensprache zu reden; deut-

licher noch wird 860 Otfried, wenn er sagt, er habe das Evangelienbuch „theodisce“ oder in „Frenkiska zunga“ geschrieben. Die deutsche Sprache als solche war also spätestens seit Ende des 8. Jahrhunderts innerhalb und außerhalb Deutschlands begrifflich erkannt, wie ja auch Kaiser Karl sich eifrig für die Pflege der deutschen Sprache einsetzte. Also gab es auch schon das deutsche Volk, und seine Stämme mußten wissen, daß sie zu einander gehörten. Mit Unrecht hat man „diutisk“ (diot-isk) nur auf Sprache, Spiele u. a. und ausgerechnet nur nicht auf die „zum Volke gehörigen“ Menschen, auf die Volksgenossen, „Diutiski“, beziehen wollen. Als Volksnamen lernten die Deutschen selbst erst diese Bezeichnung durch die Nachbarn kennen, wie ja meistens die Völker ihre Namen durch die Nachbarn bekommen; in diesem Falle ist es eine Art Rückentlehnung. Bezeichnenderweise taucht Teutisci als Volksname zuerst auf italienischem Grenzboden, 845 in Trient, auf (Meynen) und im Altnordischen werden die Deutschen Thydiisk, im Angelsächsischen Thiudisk genannt.

Es kann kaum mehr bezweifelt werden: die deutschen Stämme galten spätestens schon zu Kaiser Karls Zeiten nicht als ebensoviele verschiedene Völker, sondern als ein zusammengehöriges Volk mit gemeinsamer Sprache, und sie selbst waren sich dessen auch bewußt. Daher aber muß das Werden des deutschen Volkes schon vor Kaiser Karl begonnen haben. Wenn Günther meint, der Zerfall der breiten Schicht der Gemeinfreien habe aus dem Germanentum das mittelalterliche Deutschtum entstehen lassen, das schon die Mitwirkung des seelischen Wesens nichtnordischer Rassen erkennen lasse, so könnte man an das 7. bis 8. Jahrhundert denken, an die Zeit des Verfalls des Merowingerreiches und der Übergriffe der fränkischen Großen. Dazu käme folgende Erwägung: wenn vom 6. bis 8. Jahrhundert die zweite Lautverschiebung (z. B. „ik“ zu „ich“, „dat“ zu „das“) wie eine Welle so leicht von Gau zu Gau, von Stamm zu Stamm eilen kann, so müssen diese eben schon in engen Beziehungen gestanden sein; sie haben sich sodann im gemeinsamen politischen Rahmen des Frankenreichs, durch gemeinsame Kampfhandlungen der deutschen Stämme und durch gemeinsame kulturelle Auseinandersetzung mit der römischen Überlieferung und dem Christentum verstärkt. Eben jene Lautverschiebung wurde ihrerseits wieder das erste Element einer sich bildenden althochdeutschen Sprache, die es allerdings über Anfänge hinaus nicht weiterbringen konnte. So also, könnte man sich denken, ging das Werden des deutschen Volkes in drei Jahrhunderten vor sich, in sprachlicher, sozialpolitischer, rassistischer und religiöser Beziehung, wobei gleichzeitig die deutschen

Stämme politisch, mundartlich und rassistisch eigene Züge ausgebildet. Die Sachsen, bis in Kaiser Karls Zeiten ein altgermanischer Stamm, beschließen erst vom 9. Jahrhundert an die Zahl der deutschen Stämme; mit ihm erhält auch der deutsche Volkkörper seinen Abschluß.

Wie die wechselvollen Schicksale innerhalb eines Jahrtausends das weitere Werden des deutschen Volkes bestimmt haben, bzw. wie die verschiedenen Kulturströme innerhalb des Volkes und besonders solche von außen her zusammengewirkt haben, um das „Antlig“ des deutschen Menschen zu prägen, kann hier nicht weiter untersucht werden¹⁾.

Nach Fertigstellung meiner Arbeit wurde mir Leo Weisgerbers „Theudisk“, der deutsche Volksname und die westliche Sprachgrenze (Marburger Universitätsrede, Nr. 5, 1940), bekannt. Mit meiner Deutung des Namens stimmt die feine darin überein, daß das Wort sich nicht bloß auf die Sprache bezieht, sondern vor allem „Volksgenossen“ bedeutet. Diese Bezeichnung wäre an der fränkisch-romanischen Sprachgrenze entstanden und von den austriischen Großen für sich und ihr Volk bei ihren Kämpfen mit Neuströmern zur Unterscheidung von den romanisierten Westfranken gewählt worden; man findet sie in einer Reihe von alten Ortsbezeichnungen an der Sprachgrenze. Das würde bedeuten, daß die deutsche Volkswanderung zuerst — im 7. Jahrhundert — bei den Franken begonnen hat. Auch nach meinen Ausführungen beginnt diese, allerdings bei allen Stämmen, um dieselbe Zeit. Sinegen möchte ich bezweifeln, ob bereits damals „Thiudisk“ als Volksname bei den Deutschen, auch den Franken, in Gebrauch kam, da ihn sonst gewiß die Westfranken (Franzosen) übernommen hätten, statt die Deutschen seit den Kämpfen mit den Alemannen „Allemands“ zu nennen. Übrigens galt bisher als feststehend, daß der jergige Volksname in Deutschland selbst erst vom 10. Jahrhundert ab üblich wurde. Endlich ist es sehr wahrscheinlich, daß auch an den anderen Grenzen Deutschlands die Bezeichnung „Thiudisk“ zur Unterscheidung der „Volksgenossen“ von den nicht deutschen Nachbarn diente. So haben also auch die Italiener sie an Ort und Stelle kennengelernt und als Volksnamen in Anwendung gebracht, statt diesen erst den Franzosen zu entlehnen, die ihn noch dazu gar nicht kannten.

Anschr. des Verfassers: Wien IX, Kofbauer Lände 37.

¹⁾ Siehe viel einschlägiger bieten die Arbeiten Xdolf Bahs (1934 bis 1938).

Somit wurden eingeleitet für Sprachwissenschaft: Grimm, Kluge, J. Tiedler (1934), E. Steinbach, R. Wagner; für Rassenkunde: S. Günther; für Geschichte: H. Wuch, Saller, Dämmler, Mühlbacher, E. Meynen (1935).

Franz Schwanitz:

Der Artbegriff bei Pflanzen im Lichte der Genetik (II.)

Arten, die sich von einander durch Vermehrung oder Verminderung einzelner Chromosomen (Heteroploidie) unterscheiden.

Der Verlust oder die Verdoppelung einzelner Chromosomen ist kein Merkmal, das sich nur bei verschiedenen Arten der gleichen Gattung finden kann. Verlust oder Verdoppelung von Chromosomen findet sich auch innerhalb einer Art und ist im Experiment wie in der Natur wiederholt festgestellt worden. Solche Arten mit schwankenden Chromosomenzahlen sind z. B. *Dactylis glomerata* (Knaulgras), *Viola canina* (Sundswewillen) u. a. Solche verschiedenen Chromosomenzahlen, die durch Verdoppelung oder Verlust einzelner Chromosomen entstanden sind, finden sich auch nicht selten bei verschiedenen Arten einer Gattung. Die Entstehung solcher verschiedener Chromosomenzahlen bei verschiedenen Arten einer Gattung konnte in einem Falle mit recht großer Wahrscheinlichkeit klargelegt werden.

Bei *Crepis* (Pippau-) Arten gibt es folgende diploide Chromosomenzahlen: 6, 8, 10, 12, 14, 16, 44 und eine Reihe von Vielfachen von 11: 22, 33, 44, 55 und 88. Man findet nun bei allen *Crepis*-Arten 5 verschiedene, deutlich unterscheidbare Chromosomentypen, die als Chromosom A, B, C, D und E unterschieden werden. Auf Grund der morphologischen Verhältnisse und des Chromosomenbildes konnte erschlossen werden, daß die Arten mit diploid 10 Chromosomen, die die chromosomale Struktur AABCCDDEE haben, die ursprünglichsten Arten waren. Von diesen leiten sich die Arten mit 8 Chromosomen ab. Bei diesen ist das Chromosomenpaar EE verloren gegangen. Diese 8-chromosomigen Arten sind wahrscheinlich die Ausgangsformen der 6-chromosomigen Arten, denen außer den EE-Chromosomen noch das Chromosomenpaar BB oder das Chromosomenpaar CC fehlen. Bei den 12-chromosomigen Arten ist jeweils der Grundchromosomensatz vorhanden und dazu bei den verschiedenen Arten eines der 5 Chromosomenpaare verdoppelt, und ähnlich verhalten sich die 14-chromosomigen Arten, nur daß hier jeweils 2 Paare der Chromosomen C, D oder E zu dem Grundchromosomensatz dazutreten. Bei den Arten mit höherer Chromosomenzahl tritt dann noch Polyplodie hinzu.

Die Feststellungen an den verschiedenen Arten der Gattung *Crepis* zeigen sehr schön, wie auch der Verlust oder die Verdoppelung einzelner Chromosomen für die Entstehung neuer Arten von großer Bedeutung sein kann.

Arten, die sich von einander durch Verdoppelung oder Vervielfachung des ganzen Chromosomensatzes (Polyploidie) unterscheiden.

In zahlreichen Gattungen findet man bei den einzelnen Arten Chromosomenzahlen, die das Doppelte

oder Vielfache einer für die Gattung charakteristischen Grundchromosomenzahl betragen. So finden sich in der Gattung *Senecio* (Kreuzkraut) Arten mit diploid 10, 20, 40, 50, 60 und 180 Chromosomen, in der Gattung *Kubus* (Himbeeren und Brombeeren) Arten mit 14, 21, 28, 35, 42, 49, 56 Chromosomen; bei *Avena* (Hafer) und *Triticum* (Weizen) treten die Zahlen 14, 28, 42, bei *Chrysanthemum* 18, 36, 54, 72, 90 auf. Solche Chromosomenreihen sind jedoch keineswegs ausschließlich bei verschiedenen Arten innerhalb einer Gattung verbreitet, man findet Formen mit derart verschiedenen Chromosomenzahlen auch innerhalb einer Art. So sind uns, um nur einige wenige Beispiele anzuführen, von Schnittlauch (*Allium schoenoprasum*) Rassen mit diploid 16 und 32 Chromosomen, von *Valerian* folche mit 14, 28 und 56 Chromosomen bekannt geworden. Bei Schaffschwengel (*Festuca ovina*) finden sich die Chromosomenzahlen 14, 28, 42, 70 bei einer Vielkeart, (*Silene ciliata*) die Zahlen 24, 48 und 192 und bei *Galium verum* (echtes Labkraut) die Zahlen 22, 44, 66. Die experimentelle Genetik hat heute die Entstehung dieser Zahlenreihen innerhalb der Arten und innerhalb der Gattungen bereits weitgehend klargelegt. Danach können wir zwei Arten von Polyplodie unterscheiden: die Autopolyploidie und die Allopolyploidie. Die Autopolyploidie beruht auf der Verdoppelung oder Vervielfachung des Chromosomensatzes einer reinen Art, die Allopolyploidie auf der Vermehrung des Chromosomensatzes eines Artbastards. Polyploide Rassen innerhalb einer Art sind in der Regel autopolyploiden Ursprungs, polyploide Arten pflegen dagegen durch Allopolyploidie entstanden zu sein.

Polyploide sind häufig mit ihren Ausgangsformen nicht mehr kreuzbar; die Polyploidie, auch die Autopolyploidie, kann also eine Schranke sein, die die Ursprungstypen und die aus ihnen abgeleiteten Formen von einander trennt, eine Tatsache, die für die stammesgeschichtliche Entwicklung von großer Bedeutung sein kann. In einer ganzen Reihe von Fällen konnte die Zusammenfügung der Chromosomensätze der betreffenden Arten genau analysiert werden. Auf Grund des zytogenetischen Verhaltens konnte bei verschiedenen Arten wahrscheinlich gemacht werden, daß es sich bei ihnen um Autopolyploide handelt. Dies ist z. B. der Fall bei *Salix nigricans* (schwarzwerdende Weide), bei *Salix phycifolia* (zweifarbige Weide), *Medicago sativa* (blaue Luzerne) und bei einer Wildrübenart (*Beta corolliflora*).

Bei allopolyploiden Arten konnte bis heute bereits in einer beachtlichen Reihe von Fällen nachgewiesen werden, aus welchen Elternarten sie sich zusammensetzen. In einigen Fällen gelang dieser Nachweis dadurch, daß die Synthese der betreffenden Art aus ihren Elternarten im Versuch wiederholt wurde. So wurde von Münsting aus den Arten *Galeopsis*

pubescens (weißer Hohlzahn) und *Galeopsis speciosa* (bunter Hohlzahn) mit je 16 Chromosomen diploid die in der Natur weit verbreitete Art *Galeopsis Tetrahit* (gemeiner K.) mit diploid 32 Chromosomen durch Verdoppelung des Chromosomensatzes der ursprünglichen Gattung hergestellt. Ähnlich konnte vor kurzem *Zoosimowich* aus der Kreuzung von zwei Rübenarten: *Beta corolliflora* (diploid 36 Chromosomen) und *Beta lomatogona* (32 Chromosomen) ebenfalls nach Verdoppelung des Chromosomenbestandes des Bastards eine bereits aus der Natur bekannte Art *Beta trigyna* (54 Chromosomen) erhalten. S. v. Wettstein erhielt aus der Aufspaltung einer Laubmoosart (*Physcomitrium piriforme*) zwei verschiedene gut lebensfähige Pflanzen, die jeweils nur die halbe Chromosomenzahl der normalen Art besaßen. Durch Kreuzung dieser beiden Pflänzchen miteinander und Verdoppelung der Chromosomenzahl konnte wieder die ursprüngliche Art hergestellt werden. Hier konnte der Nachweis der synthetischen Natur dieser Art also durch Zerfall in die Ausgangsarten — die in diesem Falle heute in der Natur nicht mehr existieren — nachgewiesen werden.

Ein anderer Weg zur Klärstellung der Frage nach den Elternarten polyploider Arten ist die Genomanalyse: man kreuzt die polyploide Art mit den mutmaßlichen Elternarten. Tritt bei der Keimungsteilung im Bastard eine Paarung der Chromosomen der vermutlichen Elternart mit einer entsprechenden Zahl von Chromosomen der polyploiden Art ein, so ist, da sich nur homologe Chromosomen zu paaren vermögen, mit großer Sicherheit zu schließen, daß die betreffende Art tatsächlich eine Elternart der polyploiden Pflanze ist. Auf diese Weise konnte nachgewiesen werden, daß der Tabak (*Nicotiana Tabacum*) mit diploid 48 Chromosomen aus *N. sylvestris* und *N. tomentosum* mit diploid zu 24 Chromosomen hervorgegangen ist. Die Hauspflaume (*Prunus domestica*, diploid 48 Chromosomen) ist gleichfalls durch Artkreuzung und Chromosomenverdoppelung aus der in Vorderasien heimischen Kirschpflaume (*P. cerasifera*) mit 16 Chromosomen und der Schlehe (*P. spinosa*) mit 32 Chromosomen hervorgegangen. Eine Kasanienart (*Aesculus carnea*) mit diploid 40 Chromosomen ist auf die gleiche Weise aus 2 anderen Arten, *Ae. Hippocastanum* (Koskasanie) und *Ae. pavia*, beide mit diploid 20 Chromosomen entstanden. Beim Weizen hat man die Entstehung der Arten durch Polyplodie bereits sehr schön klarlegen können. Es gibt hier 3 verschiedene Chromosomensätze, die als A, B und D bezeichnet werden. Die diploide 14-chromosomige Einkorngruppe mit *Triticum monococcum*, dem Einkorn, besitzt den Chromosomensatz A, die tetraploide 28-chromosomige Emmergruppe mit *T. dicoccum* (Emmer) und *T. durum* (Hartweizen) besitzt die Chromosomensätze A und B und in der 42-chromosomigen hexaploiden Dinkelreihe mit *T. spelta* (Dinkel oder Spels) und *T. vulgare* (gewöhnlicher Weizen) sind die Chromosomensätze A, B und D vereinigt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die drei Chromosomensätze A, B und D ursprünglich gleich gewesen sind und sich durch Chromosomenmutation im Laufe der Zeit aus-

einanderentwickelt haben. Ähnliche Vorgänge scheinen innerhalb der 3 Chromosomensätze immer noch im Gange zu sein, so daß aus diesen im Laufe der Zeiten noch weitere voneinander verschiedene Chromosomensätze hervorgehen dürften.

Die Verwandtschaftsverhältnisse in der Gattung *Brassica* wurden vor allem von Morinaga klargelegt. Wir haben hier 3 Grundchromosomensätze a, b und c. Den Chromosomensatz a (haploid 10 Chromosomen) besitzen *Brassica campestris*, die Wildform des Kürbises, und die Arten, die sich von dieser herleiten: der Kürbis (*B. rapa*), der chinesische Kohl (*B. chinensis*), der Pekingkohl (*B. pekinensis*) und der Japankohl (*B. japonica*). Alle diese Arten unterscheiden sich nur geringfügig, das heißt durch einfache Genmutation und sind daher leicht mit einander zu kreuzen. Den Chromosomensatz b (haploid 8 Chromosomen) besitzt der schwarze Senf (*B. nigra*), den Chromosomensatz c (haploid 9 Chromosomen) der Kohl (*B. oleracea*) und eine andere Art *B. albobolabris*. Die Arten *B. juncea* und *B. cernua* haben die Sätze a und b, die Arten *B. napus* (Kaps) und *B. napella* a und c und *B. carinata* endlich b und c. Der Kaps ist also eine synthetische Art, die aus den Chromosomensätzen zweier anderer Arten, des Kürbises und des Kohls, zusammengesetzt ist. Es sei erwähnt, daß auch hier die Synthese der polyploiden Art aus den Elternarten im Experiment möglich gewesen ist. Hier wie in allen anderen Fällen, in denen mehrere Arten die gleichen Chromosomensätze besitzen, wird der Unterschied zwischen diesen Arten in erster Linie durch Verschiedenheiten im Genbestand verursacht.

Sehr schön liegen die Verhältnisse bei einigen Phleumarten, die von Münzing untersucht wurden: *Phleum nodosum* (diploid 14 Chromosomen) hat den Chromosomensatz N, *P. alpinum* (Alpen-Timotheegrass, diploid 28 Chromosomen), hat die Chromosomensätze A und B und *Ph. pratense* (Timotheegrass, diploid 42 Chromosomen) besitzt die Sätze NAB. Ein anderer von J. Clausen untersuchter Fall sei hier noch angeführt. Bei Veilchenarten wurden die Chromosomensätze A, B und C gefunden. Den Chromosomensatz A hat *Viola Kitabeliana* (Ungarisches Veilchen), die Sätze A und B haben *V. tricolor* (Stiefmütterchen) und *V. alpestris* (Gebirgs-Veilchen). Die Sätze A, B und C haben *V. arvensis* (Acker-Veilchen), *V. rothomagensis* und *V. Kitabeliana* (Ungarisches V.); die Arten *V. nana* (Zwergveilchen) und *V. lutea* (gelbes V.) besitzen die Chromosomensätze A, B einmal und den Chromosomensatz C zweimal. In diesem Falle ist besonders bemerkenswert die Tatsache, daß 2 Formen von *P. Kitabeliana*, die von den Systematikern auf Grund morphologischer Übereinstimmung zu der gleichen Art gestellt werden, in bezug auf ihre genomatische Konstitution vollkommen verschieden sind.

Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes völlig unmöglich, sämtliche Fälle der Artenentstehung durch Allopolyploidie, die heute bereits klargelegt sind, anzuführen. Nur die Entstehung der *Spartina Townsendii* muß hier noch erwähnt werden, da wir hier einen Fall der Entstehung einer neuen Art in unseren

Tagen vor uns haben. Die Grasart *Spartina stricta* (diploid 56 Chromosomen) ist an den atlantischen Küsten Europas einheimisch und recht verbreitet. Die amerikanische Art *S. alterniflora* (diploid 70 Chromosomen) wurde im letzten Jahrhundert mit Schiffen in England eingeschleppt, verbreitete sich aber dort nur wenig. Um 1870 wurde in einem Bezirk, in dem die beiden Arten nebeneinander vorkamen, eine neue dritte Art, *S. Townsendii*, beobachtet. Die neue Art besitzt 126 Chromosomen. Der morphologische Befund wie die Chromosomenzahl lassen mit großer Sicherheit darauf schließen, daß diese neue Art durch Bastardierung und Verdoppelung der Chromosomensätze aus *S. stricta* und *S. alterniflora* hervorgegangen ist.

Der Fall der *Spartina Townsendii* ist aber nicht nur deshalb von so großem Interesse, weil hier die spontane Entstehung einer neuen Art in unseren Tagen vor sich gegangen ist, sondern auch darum, weil wir in diesem Falle auch die Ausbreitung einer neu entstandenen Art genau verfolgen können. Während die Art um 1870 nur ein engumgrenztes Areal an der Südküste Englands einnahm, war sie um 1902 an den englischen Küsten bereits weit verbreitet, griff im Jahre 1906 auf die französische Festlandküste über und ist seither in ständigem weiteren Vorwärtsschreiten besonders in östlicher Richtung begriffen. Die Lebenskraft und Anpassungsfähigkeit der neuen Art ist wesentlich größer als die der beiden Elternarten, so daß diese weitgehend von ihr verdrängt werden.

Eine solche Erhöhung der Vitalität infolge der Allpolyploidie, wie sie hier an einem geradezu klassischen Beispiel gezeigt werden konnte, ist auch sonst häufig beobachtet worden. Polyploide Kassen und Arten werden häufig an Standortorten gefunden, an denen diploide Kassen und Arten nicht mehr zu leben vermögen. Im hohen Norden, sowohl wie in extrem heißen Bezirken des Südens, am Meeresstrande und anderen ökologisch extremen Standortorten, finden sich besonders viele Polyploide und zwar wächst deren Zahl um so mehr an, je ungünstiger die äußeren Verhältnisse werden. Ferner sind polyploide Arten und Kassen häufig wesentlich weiter verbreitet als diploide Pflanzen. Dies alles ist ein Beleg dafür, daß die Polyploiden in der Regel im Daseinskampfe erfolgreicher sind, als die diploiden Ausgangsformen.

Bei der Artentstehung hat die Polyploidie in zahlreichen Pflanzenfamilien eine sehr große Rolle gespielt. Durch Vereinigung von verschiedenen Chromosomensätzen in verschiedenen Kombinationen kann eine große Fülle von Arten entstehen. Eine wesentliche Voraussetzung für die Artentstehung durch Allpolyploidie ist allerdings das Vorhandensein mehrerer Arten, die sich in genischer und chromosomaler Hinsicht bereits wesentlich unterscheiden. Gen- und Chromosomenmutationen sind die unerläßliche Voraussetzung für die Artentstehung durch Polyploidie. Das Verhältnis der Arten einer Gattung, in der Polyploidie eine Rolle spielt, läßt sich allerdings nicht mehr in Form eines Stammbaumes darstellen, es gleicht, wenn man es graphisch darstellt, vielmehr mehr oder weniger einem „komplizierten Netzwerk“ (J. Clausen).

Die genetischen Unterschiede zwischen Kassen und Arten.

Die angeführten Beispiele haben gezeigt, daß ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Kassen und Arten nicht besteht: Kassen innerhalb einer Art können sich ebenso wie verschiedene Arten entweder nur im Genbestand oder in der Chromosomenstruktur oder in der Chromosomenzahl oder durch Polyploidie unterscheiden. Kreuzungen zwischen verschiedenen Arten können völlig fruchtbar sein. Andererseits kann bei der Kreuzung verschiedener Kassen einer Art Kreuzungssterilität auftreten. Pflanzen, die sich nur in einem einzigen Genpaar unterscheiden, werden von den Systematikern zu verschiedenen Arten gestellt (*Bromus arduennensis* und *B. grossus*), in anderen Fällen werden Pflanzen, deren Chromosomensätze quantitativ und qualitativ stark verschieden sind, zu der gleichen Art gestellt (*Viola Kitabelliana*). Alle diese Tatsachen zeigen deutlich, daß zwischen Arten und Kassen keine Wesensunterschiede bestehen. Die gleichen genetischen Faktoren, die die verschiedenen Arten und Kassen einer Art von einander trennen, gliedern auch die verschiedenen Arten einer Gattung voneinander ab. Je nach der Zahl und Größe der Unterschiede werden 2 Formen von der Systematik als verschiedene Arten oder als verschiedene Varietäten derselben Art bezeichnet. Dabei werden in der Regel natürlich Formen, die sich morphologisch stärker unterscheiden, auch genetisch größere Unterschiede zeigen, so daß im allgemeinen Arten sich genetisch stärker unterscheiden als Kassen, dies muß aber, wie die oben angeführten Beispiele zeigen, keineswegs immer der Fall sein.

Wenn wir auch, abgesehen von der Artentstehung durch Polyploidie die Entstehung neuer Arten im Experiment nicht wiederholen können, da zu der Ansammlung der notwendigen Gen- und Chromosomenmutationen sehr lange Zeiträume gehören würden, so kann uns doch die genetische, die zytologische und die genomatische Analyse der Unterschiede, die zwischen Arten der gleichen Gattung bestehen, einen Einblick in die Vorgänge geben, die zur Entstehung neuer Arten führen: Genmutationen sind die Grundlagen aller stammesgeschichtlichen Entwicklung. Sie schaffen eine große Formenfülle, aus der durch die natürliche Auslese dann die für die Umweltsverhältnisse geeigneten Biotypen ausgewählt. Chromosomenmutationen schaffen gleichfalls Veränderung im Erscheinungsbild und in der Leistungsfähigkeit, sie trennen vor allem aber die von ihnen betroffenen Typen genetisch mehr oder weniger stark von einander, so daß damit die Möglichkeit einer verschiedenartigen Weiterentwicklung gegeben ist. Chromosomenmutationen sind endlich für die Entstehung polyploider Arten von großer Bedeutung. Der Verlust oder die Vermehrung einzelner Chromosomen kann zu erheblichen Veränderungen des Erscheinungsbildes führen. Die Polyploidie endlich gibt die Möglichkeit, die verschiedenen, innerhalb einer Gattung bereits vorhandenen Chromosomensätze beliebig zu kombinieren und damit eine Fülle neuer Arten entstehen zu lassen. So zeigt die genetische Artanalyse deutlich die

Nichtigkeit der Grundvorstellungen des Darwinismus, mit der allmählichen Entwicklung von Varianten zu Rassen und Varietäten und deren Weiterentwicklung zu Arten. Sie zeigt damit auf der anderen Seite, daß von einer Konstanz der Arten keine Rede sein kann, daß diese vielmehr wie alles Leben den Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung unterworfen sind.

Die Ursachen der relativen Artkonstanz.

Trotz des ständigen Auftretens von Gen-, Chromosomen- und Genommutationen und trotz der mannigfachen Möglichkeiten, die gerade bei Pflanzen für Bastardierung zwischen verschiedenen Arten gegeben sind, finden wir in der Natur — wenn wir von einigen jungen, offenbar 3. Et. stark in der Entwicklung begriffenen Gattungen, wie etwa den Veilchen, absehen — doch eine weitgehende Unveränderlichkeit der einzelnen Arten, sowie eine scharfe Abgrenzung der Arten gegen einander. Diese klare morphologische Trennung und die Konstanz der Arten haben es ja überhaupt erst dem Systematiker möglich gemacht, die einzelnen Arten klar zu unterscheiden. Es erhebt sich nun die Frage, welches die Faktoren sind, die allen den Kräften, die eine Veränderung der Erbmasse herbeizuführen streben, zum Trotz die Artkonstanz erhalten.

Aus Experimenten ist uns von einer größeren Reihe von Arten bekannt, daß sie mit einander fruchtbare Bastarde zu bilden vermögen. Trotzdem findet man Bastarde zwischen diesen Arten, auch wenn sie in der Natur am gleichen Standort vorkommen, also häufig mit einander bastardieren können, sehr selten. Auf die Ursache dieser Erscheinung wies Heribert Nilsson an Hand der Ergebnisse seiner Kreuzungen zwischen verschiedenen Weidenarten hin: es treten in der Nachkommenchaft der Bastarde viele Pflanzen auf, deren Lebenskraft mehr oder minder geschwächt ist, und die infolgedessen in der Natur rasch eingehen würden. Auch Erwin Baur konnte bei Kreuzung einer normalwüchsigen Löwenmäulchensippe mit einer niederliegenden Gebirgsform in der Nachkommenchaft das Auftreten von Typen beobachten, die so unglücklich gebaut waren, daß für sie ein Überleben in der Natur ausgeschlossen wäre.

Ein sehr schönes Beispiel für die Ausmerze aller den Erfordernissen des betreffenden Standortes nicht gewachsenen Formen durch die Umweltfaktoren ist für die Kreuzung Taglichtnelke (*Melandrium rubrum*) × Nachtlichtnelke (*M. album*) beobachtet worden. Die Eltern, die erste und die zweite Generation dieser Kreuzung waren in Schweden auf einem freigelegenen Versuchsfeld angebaut worden. Die Taglichtnelke ist eine Pflanze geschützter Standorte, die schon morphologisch nicht an das Ertragen schwerer Winter angepasst ist, während die Nachtlichtnelke als Bewohner offener Standorte, den Unbilden der Witterung stark ausgesetzt sind, auch eine große Winterhärte besitzt. Ein ungewöhnlich starker Winter mit starken Kahlfröhen führte zur Auswinterung eines beträchtlichen Teils des Versuchsmaterials und zwar waren in der zweiten Generation die Auswinterungsschäden umso stärker, je mehr die Pflanzen der Tag-

lichtnelke gleichen und umso geringer, je mehr sie der frostharten Nachtlichtnelke entsprachen. Es blieben aus der Kreuzungsnachkommenchaft also nur die Typen erhalten, die weitgehend der dem Standort angepassten Art entsprachen. Dies Ergebnis läßt darauf schließen, daß bei weiterer Kultur an diesem Standort nach absehbarer Zeit nur noch Typen vertreten sein würden, die völlig reine Nachtlichtnelken wären.

Die einzelnen Arten sind so sehr in sich ausgegogene und mit einer sehr großen Zahl von Merkmalen an ganz bestimmte Umweltverhältnisse angepasste Typen, daß jede Vermischung von zwei solchen Arten dazu führen muß, daß die in der Nachkommenchaft einer solchen Kreuzung entstehenden zahlreichen Mischtypen an keine der elterlichen Umwelten angepasst sind, und daß ihre Lebenskraft infolgedessen sehr viel geringer ist als die der Eltern, was wieder zur raschen Ausmerzung dieser Formen in der Natur führen muß. Ein weiterer Grund, der die Artbastardierung und die Entstehung von Mischformen zwischen verschiedenen Arten häufig hindert, ist die Tatsache, daß viele Arten sich durch Chromosomenmutationen oder sogar durch Polyploidie von einander unterscheiden, und daß auf diese Art genetische Sperren zwischen den einzelnen Arten errichtet werden.

Anders liegen die Dinge bei der Artkreuzung natürlich bei starken Veränderungen der Außenbedingungen. Wie schon erwähnt wurde, nimmt die Tannenart *Abies Borisii regis* auf dem Balkan das Gebiet zwischen ihren beiden Elternarten ein. Diese sind wahrscheinlich in der Eiszeit hier zusammengedrängt worden, haben aber unter den veränderten Klimaverhältnissen der Wachseiszeit in diesem Gebiet keine günstigen Lebensbedingungen mehr gefunden und sich einerseits nach Süden, andererseits nach Norden zurückgezogen. Günstige Lebensbedingungen waren in diesem Raume aber für die Bastardformen gegeben, die Eigenschaften beider Eltern in sich vereinen. So konnten sich in dem Zwischengebiet zwischen den Arealen der Elternarten Bastardformen zu einer neuen Art entwickeln. Nicht viel anders scheinen die Verhältnisse bei *Stachys germanica* und ihren Elternarten zu liegen. Auch hier erfolgte wahrscheinlich in der Wachseiszeit ein Auseinanderweichen der Elternarten und die Bestimmung des freiwerdenden Areals durch bestimmte Bastardtypen, die sich unter den besonderen Bedingungen ihrer Standorte zu einer selbständigen Art entwickelten.

Ähnlich wie bei der Artbastardierung liegen die Verhältnisse bei den verschiedenen Arten von Mutationen. Auch hier hat die ständige Auslese, der die Pflanzen in der Natur unterworfen sind, dafür gesorgt, daß innerhalb einer jeden Art die für die betreffenden Umweltverhältnisse denkbar beste Konstitution vorhanden ist. Es ist im allgemeinen daher wenig wahrscheinlich, daß unter gleichbleibenden Verhältnissen Mutationen, vor allem Genmutationen, hervorgerufen werden können, die eine Steigerung der Vitalität ihres Trägers gegenüber den Normaltypen der betreffenden Art herbeiführen. Auch hier liegen, wie bei *Drosophila* gezeigt werden konnte, die Verhältnisse wesentlich anders, wenn sich

die Außenbedingungen ändern. In diesem Falle können Veränderungen der Leibmasse, die ihrem Träger vorher nachteilig waren, jetzt förderlich werden.

Die Arten in der Natur erscheinen also konstant und sind auf kürzere Zeiträume gesehen praktisch auch wirklich konstant, weil sie infolge einer sehr langen natürlichen Auslese eine genetische Konstitution besitzen, durch die sie an bestimmte Außenbedingungen — nämlich die, unter denen sie ausgelesen wurden — optimal angepaßt sind. Die Möglichkeit des Auftretens günstigerer Mutanten oder günstigerer Genkombinationen ist daher außerordentlich gering. Alle Veränderungen des Genotypus müssen daher so lange mit größter Wahrscheinlichkeit vitalitätsmindernd wirken, als die Umweltverhältnisse den Verhältnissen, unter denen die Auslese erfolgt ist, entsprechen. Nur bestimmte Chromosomenmutationen, die sich nicht unbedingt im Erscheinungsbilde auswirken müssen, wie Umkehrung von Chromosomenabschnitten und Chromosomenstückverlagerungen, vielleicht gelegent-

lich auch Polyploidie, können auch bei gleichbleibenden Außenbedingungen an der Veränderung der erblichen Konstitution der Arten fortwirken.

Ändern sich jedoch die Umweltverhältnisse wesentlich und entsprechen sie damit nicht mehr den Bedingungen, unter denen die Auslese der Artmerkmale stattfand, dann wird eine andere Merkmalskombination und damit auch ein anderer Genotypus in dieser veränderten Umwelt optimal. Andere Eigenschaften, andere Allele, andere Genkombinationen werden vorteilhafter sein, als die bisherigen. Damit aber gerät dann das Erbbild und das Erscheinungsbild der Art in das Schiefen und verändert sich so lange, bis es den neuen Verhältnissen wieder optimal angepaßt ist. Ist dieser Zustand erreicht, dann kann es wieder unverändert und scheinbar unveränderlich bleiben, bis wieder große Veränderungen der Umwelt Merkmals- und Erscheinungsbild der Art von neuem in Fluß bringen.

Ansch. d. Verf.: Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung, Zweigstelle Baden, Rosenhof b. Ladenburg a. N.

Mathilde Friederike:

Der Glaube an die Familie Gedanken einer deutschen Frau

Es war im November 1934 kurz nach dem Bekanntwerden des ersten Vierjahresplanes, als einige Frauen von alten Kämpfern ganz unglücklich an mich herantraten. Sie hatten sich so gefreut, daß der Sieg errungen war und nun die Männer wieder Zeit für die Familie haben würden. Die Männer, die seit dem Weltkrieg ihre ganze Kraft für Deutschland eingesetzt hatten, wollten gerne wieder Zeit haben für die Aufgaben in ihrer Familie. Nun wurden sie zu neuem Einsatz gerufen. Uns aber sagten sie: „Ihr habt so lange ausgehalten, nun müßt Ihr eben noch weiter tapfer sein. Das Schwerste liegt hinter Euch. Die Zeit, wo Ihr in Gefängnisse und Festungen mühtet, ist vorbei, nun dürft ihr mit aufbauen“. Da mußten wir Ja sagen, wenn auch der Vater dabei ein so dringend nötig gewesen wäre, wenn wir Frauen dadurch, daß wir soviel auch Vater sein mußten, immer härter wurden. Wir waren doch froh, weil wir den Aufstieg des Volkes erlebten, weil wir erlebten, wie der Glaube an Deutschland immer weitere Massen ergriff und man anfing, all die vielen Pläne in die Tat umzusetzen.

Es wuchs nur dabei immer die Sorge um die Familie. Wo verantwortungsbewußte Frauen zusammenkommen, ist die Frage der Familie, als unlösbare Lebensgemeinschaft, die brennendste.

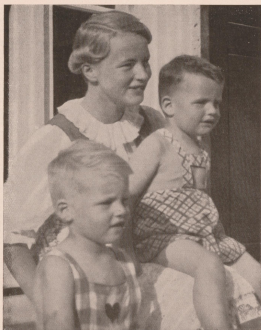
Eines aber ist sicher, Deutschland wird nur bestehen, wenn gesunde Familien seine Grundlagen sind, wenn der Glaube an die Familie so lebendig und verpflichtend in jedem Deutschen ist, wie der Glaube an Deutschland. So wollen wir Frauen, die wie wir in diesem Punkte die größte Gefahre für unseres Volkes Zukunft sehen, aufreuen, sich klar zu werden über diese Entwicklung. Wir haben alles, was die Familie betrifft, die Jahre hintenangestellt und dem Mann gebelien, den Staat zu bauen. Seine Aufgabe geht der Lösung entgegen. Jetzt rufen wir Frauen den Mann auf, von seiner Außenarbeit auch wieder nach innen zu

leben und mit uns die Familie, wie die heutige Zeit sie fordert, aufzubauen.

Familie kann vorübergehend in Notzeiten des Staates Aufgabe nur der Frau sein. Auf die Dauer aber braucht die neue Familie Mann und Frau. Das innerste Wissen um Liebe, Treue und Blutverbundenheit jeder echten Frau wehrt sich gegen die unnatürliche Ehescheidung und die der Scheidung folgende Zerstörung unserer Familien, wie sie immer wieder vorkommt.

Wir, die wir mit dem Leben und seinen Gesegen und dem Kinde viel mehr verwachsen sind, wissen, daß Kinder und Eltern eins sind und dies Zwischenleben der Kinder zwischen geschiedenen Eltern das fürdärkste Schicksal ist, das wir unseren Kindern bereiten, denn es bleibt, solange wir leben, und alles in ihnen dümmt sich auf gegen dies Zerreißen ihres gemeinsamen Lebensgrundes, ihres Elternhauses. Je älter sie werden, desto mehr empfinden sie dies. Für sie gibt es kein freudiges Familienfest, und selbst noch, wenn sie ihre eigene Familie gründen, sind die geschiedenen Eltern, die zerrissene Familie, das größte Hindernis, auch wenn das Verhältnis zu Vater und Mutter gut ist.

Die Not der deutschen Frau, die Not der vielen Kinder sind es, die mit die Feder in die Hand drücken, noch mehr aber der heiße Wunsch, daß dies mit soviel Opfern erkaufte neue Deutschland sich auch hier erneuere. Dies große Deutschland braucht einen gesunden, fräftigen Nachwuchs, der unser schwer erkaufte Reich erhält und ausbaut. Solche Jugend wächst aber nur im festen Familienkreis so fräftig heran. Darum muß der Staat und jeder einzelne alles tun, um die Familie wieder zu dem werden zu lassen, was sie einst war und auch heute noch den meisten ist, die unlösbare Lebensgemeinschaft, die Lebensaufgabe, in der wir uns vor allem zu bewähren haben, wie einst und doch wieder auf neue Weise.



Zahn. König *ff*-Hauptamt

Mutter = Südholsteinerin
Vater = Altmärkisch — Westfälischer Herkunft

Die Kinder

von
Theodor Storm

I.

Auf meinem Schoße sitzt nun
Und ruht der kleine Mann,
Mich sehen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

Er spielt nicht mehr, er ist bei mir,
Will nirgends anders sein,
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir hinein.

II.

Mein Hävelmann, mein Bursche klein
Du bist des Hauses Sonnenschein:
Die Vögel fingen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen.



Zahn. G. W. Großmann

Mädchen aus Schleswig-Holstein, aus der Heimat
Theodor Storms



Bauernmädchen aus Roßdorfen

Aufn. Helmke-Winterer

III.

Die Kinder haben die Veilchen gepflückt
All all, die da blühten am Mühlengraben.
Der Lenz ist da; sie wollten ihn fest
In ihren kleinen Fäusten haben.

Wer die Entwicklung der letzten Frauengeneration mit-gemacht hat, weiß, daß ihre Wankung eine ganz ungeheure ist. Während bis gegen Ende des Jahrhunderts jede Frau nur zur Ehe erzogen wurde und sie nur auf die Gründung der Familie wartete, weil kaum Berufe für sie offen standen, weiß heute jede Frau, daß sie einen Beruf ergreifen kann und meist auch muß. Es stehen so viele Berufe offen, daß jede etwas finden kann, das ihrem Leben Inhalt, wenn auch nicht letzte Erfüllung bringen kann. Die Frau hat dadurch ein stärkeres Selbstbewußtsein bekommen. Sie ist aus der Familie heraus in die Arbeit der Volksgemeinschaft hineingewachsen, ihr Blick hat sich geweitet, sie hat gelernt, an der Entwicklung des Volkes in ganz anderem Maße teilzunehmen und gestalten mitzuwirken. Sie hat die rassenpolitischen Fragen kennen gelernt, sie weiß um die Notwendigkeit erbgutsunder Familien. Ihre Berufe sind, soweit sie nicht dem Manne dienst, auf die Schulung, Erhaltung und Gefundung des Volkes gerichtet. Ihr Blick hat sich geweitet, und sie sieht aufgeschlossener, verantwortungsbewusster dem Leben gegenüber. So wuchs sie in den Weltkriegsjahren in den langen Jahren des Kampfes um die letzte Entscheidung heran, um als Kameradin neben dem Manne stehend mit ihm in ihrem Wirkungskreis für Deutschland zu leben.

Damit ist die Zeit des Individualismus, des nur für einander leben, des nur für die Familie leben, abgeschlossen. Die Familie wurde aus der Enge der bürgerlichen Zeit befreit. Leben und Wirken der Frau gehört, wie das des Mannes, dem Volk und richtet sich nicht nur nach dem persönlichen Glück aus, sondern fühlt sich immer dem Volk verantwortlich, es hat nur da letzten Wert, wo es auch dem Volk am besten dient.

Immer wird die Ehe glücklich sein, wo beide Teile dem Ganzen dienen, ihre Familie aufbauen. Die Frau von heute braucht deshalb einen Mann, der, wenn Kinder und Haushalt und das ganze vielgestaltige Familienleben sie dabei festhalten, sie teilnehmen läßt am Geschehen des Volkes, der sich Zeit nimmt, sie geistig an seinem Werk mitleben zu lassen und ihr so die Brücke zum weiteren Lebensumkreis ist. Sie berichtet ihm dann von den Kindern und all den Fragen, die ein Familienleben bringt. Dieser Gedankenaustausch ist für beide nötig, bringt beiden Klärung, vertieft das Leben und weitet den Blick der täglichen Arbeit zu größeren Zielen. Dieses Zusammen-tragen von Freud und Leid ist die festeste Grundlage einer Familie. Eine so innerlich feste Familie ist der rechte Grund für die Kinder, und soldi innerlich geschlossene Familien, die doch hinausschauen und hineinwirken ins Volk, geben ihrem Volke die beste Gewähr seiner Zukunft.

In seiner großen Rede an die Frauen am Reichsparteitag 1933 rief der Führer uns zu: „Es mögen Männer Staaten bauen, es steht und fällt ein Staat mit seinen Frauen“. Die letzte schwerste Verantwortung liegt also bei uns Frauen. Werden wir durch unsere innere Haltung, durch unseren Glauben an den Staat den festen Boden geben, den er braucht?

Sier ist die wichtigste Frage die der Familie. Wir wollen es gleich sagen, für uns als Frauen ist ein gesundes, ewiges Volk nur zu denken, wenn es den Glauben an die Familie als etwas ewiges, unerbäuerliches festhält.

Die Frau, die einen Lebensbund schließt und alles andere aufgibt, beginnt unter dem Schutze des Mannes, an seine Treue glaubend, eine Lebensaufgabe, die, wenn sie mit Kindern gesegnet ist, für immer bindend ist. Das muß jeder sich vor der Ehe klar machen, und jeder prüfe, ob nicht nur vor der Ehe, sondern auch seine Familie, deren Erbe wir weitertragen wollen, dem entspricht, was wir uns erheben, was wir weiter fortpflanzen möchten in unseren Kindern.

Jedes Kind aus dem Blute beider Eltern geworden, schlingt ein Band um die Eltern und bringt eine große gemeinsame Aufgabe. Je mehr Kinder, desto fester wird das Band, desto größer die gemeinsame Aufgabe gegenüber der Familie und dem Volk. Sich dieser Aufgabe entziehen, heißt vor einer selbstgestellten Aufgabe fliehen. Im Herzen der Frau steht nur das eine Ziel, das sagt: Du mußt Deiner Familie Treue halten.

Dies ist der letzte Grund, warum die Frauen sich gegen die Ehescheidung wehren. Manche Männer glauben, es sei das Geld; dem ist nicht so. Es ist die innere Gewißheit der Frauen, daß dem gemeinsam begonnenen Werk Treue zu halten ist, daß das Gelöbnis, das man dem Staat und seinem Volk gegenüber abgelegt hat und das man in letzter Verantwortung vor seinem Gott abgelegt, gehalten wird, ganz gleich, ob es leicht oder schwer ist. Wenn man sich Vertrauen schenkt und sich über alles offen ausdrückt, was einem bedrückt, findet sich immer wieder ein Weg, dies gemeinsame Leben fruchtbar zu gestalten. Bringt die Ehe uns trotzdem harte Jahre, die uns nicht Erfüllung aller Wünsche bringen, so nehmen wir dies als Aufgabe, die uns gestellt ist und die wir lösen müssen. Eine Scheidung ist meist keine Lösung, sondern ein Fliehen vor einer schweren Aufgabe. Aufgegebenen Glauben, gebrochenen Treue zerstören aber etwas im Innersten des Menschen, zerstören die Familie. Das gab der Ehe den tiefen Segen und die Festigkeit, daß sie in unserem Glauben untrennbar war, daß wir einen Weg suchen mußten, mit der uns vom Leben gestellten Aufgabe fertig zu werden und daß uns dabei die große Familie, aus der wir kamen, half. Es war Pflicht, ein gegebenes Jawort zu halten. Wer die Treue brach, wer die Kraft dazu nicht aufbrachte, auszubalzen, war ausgeschlossen. Die weiche liberale Anschauung brachte dann erst den Wunsch nach Freiheit des Einzelnen, nach Lösung von Bindungen, weil die Menschen zu weich, zu schwach waren, Bindungen zu ertragen. Nationalsozialismus aber fordert Erfüllung begonnener Lebensaufgaben und Treue halten seiner Familie und seinem Volk.

Wir Frauen wissen also, daß der Fortbestand der Familie davon abhängt, daß der Mann sich gebunden fühlt und diese Bindung innerlich bejaht und der Staat diese Anschauung als notwendiges Lebensgesetz fordert und so die Familie schützt.

Ein Kind, das nur eine Mutter hat, ist ein armes Geschöpf. Meist bleibt es ohne Geschwister, denn niemand will eine Frau mit einem anderen Kind. Die Mutter ist auch oft nach dem enttäuschenden Erleben der Untreue nicht mehr gewillt, eine neue Ehe einzugehen. Das Kind ist nun für diese Frau meist der Mittelpunkt ihres Lebens, dem alle Liebe gebührt; ihr unersättliches Leben hängt sich an dieses Kind. So ein Kind kann alles von seiner Mutter fordern, sie wird es tun, da der gesunde Ausgleich fehlt. Das Kind wird sein Leben lang schwer in die Gemeinschaft finden.

Die alleinlebende Mutter, die für sich und das Kind sorgen muß, ist in größter Not, beiden Aufgaben gerecht zu werden, denn ein Kind ist eine ungeborene Bindung und doch keine Erfüllung eines Frauenlebens. Vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus geht mit jeder bald geschiedenen und mit jeder unehelichen Mutter eine Familienmutter mit vielen Kindern, die in einem gesunden Lebenskreis aufwachsen, verloren. Wir müssen unseren jungen Mädchen einhämmern, wir brauchen im neuen Deutschland Dich nicht nur als Mutter eines Kindes, nein, wir brauchen jede als Trägerin einer gesunden Familie. Keine darf sich den Weg dazu verbauen. Wir müssen es aber vor allem den Männern sagen: Seid euch eurer Verantwortung bewußt. Jede Frau, mit der ihr eine Ehe leichtfertig löst, jedes Mädchen, das ihr zur Befriedigung eurer Sinne Euch raubt, ist in ihrem Innersten zerstört, ist meist verloren für Deutschlands großen Aufbau, zu dem wir sie brauchen.



Auhn. Meinhardt

Geschwister aus Der Kurmark
Man sieht ihnen nicht an, daß sie Stadtkinder sind

Ich weiß, welch' innerliche Ablehnung die Einführung des Muttertages von der roten Regierung als amerikanische Nachahmung von uns Frauen erfahren hat. Unwillkürlich tauchte damit die Frage auf: Soll der Vater 2. Rolle in der Familie spielen? Dies Hervorheben der Mutter aus dem Lebenskreis der Familie bringt uns in eine falsche Stellung, die die Gemeinschaft, die eine Familie ist, stört. Der Vater wird dadurch für die Familie nicht mehr für so wichtig gehalten und schließlich führt es soweit, daß er denkt, wenn die liebe Mutter mit den Kindern zusammen ist, bin ich gar nicht richtig nötig. Dies Hervorheben der Mutter ist mit ein Grund, die Notwendigkeit des Mannes im Familienkreis nicht mehr richtig einzuschätzen.

Wenn Kriegs- und Kampfzeiten es nötig machen, daß die Mutter den Vater soviel vertritt, ist das eine bittere Notwendigkeit, die wir tapfer tragen, obwohl wir dabei viel Fettes, viel Ansehendes, viel feine Seelenkraft begeben, um „unseren Mann zu leben“. Der Mann ist stolz auf uns, wenn wir so durchhalten. Sinterher sieht er aber oft, daß wir durch den harten Kampf viel von dem verloren haben, was er an uns geliebt hatte. Es ist dies der tiefste Grund mancher Enttäuschung. Er kann es nicht fassen, daß die harte Notwendigkeit seine Frau, die mit ganzem Herzen für ihn eingestanden, sie naturnotwendig verändert hat. Es wäre nun an ihm, dieser Frau, die seinetwegen so anders geworden ist, Treue zu halten, wie sie sie ihm gehalten hat, durch all die Kriegs- und Kampfsjahre, wo es keine Zeit für sie gab, wo sie nur Eines band, ihr gemeinsames Vaterland, für das sie jedes in seiner Art ihre Opfer brachten und die gemeinsamen Kinder, die sie beinahe ohne ihn für Deutschland großgezogen hat. Was



Auch er gehört zu diesem Geschwisterkreis

all die Jahre für die Familien Notwendigkeit war, muß in ruhigen Zeiten wieder anders werden. Es geht z. B. nicht an, daß der Mann dauernd in Berlin, die Frau mit den Kindern in München lebt und immer die ganze Last der Familie alleine tragen muß. Der Mann muß wieder mit in der Familie leben, muß wieder seine Frau schützen und ihr helfen, muß den Kindern wieder mit Rat und Tat zur Seite stehen und männliche Stärke in ihnen wecken, und mit ihnen leben, ihren Blick weiten und die Augen für die Welt öffnen. Es ist dies eine wunderbare Aufgabe für den Vater und er wird dann erst wieder wissen, welches Glück Kinder sind, wie sie Vater und Mutter verbinden und wie dies gemeinsame Leben, dies Bauen in die Zukunft das Schönste ist, was das Leben ihm bringen kann. Wenn er so mit ihnen lebt, wird auch der Glaube an die Familie wieder lebendige Wirklichkeit, für die er auch einmal persönliche Opfer bringen kann. Er wird dann sehen, daß die Frau und Mutter, der so gedolten wird, gerne wieder ihre ureigenen Aufgaben anfassen und glücklich ist, eine Last, die sie oft kaum mehr tragen konnte, los zu sein. Die Eltern sind so der unschätzbare lebendige Mittelpunkt der Familie. Sie haben wohl verschiedene Aufgaben zu lösen, aber die Familie als Ganzes ist ihre gemeinsame Werk, an das sie glauben, für das sie Opfer bringen, dem sie Treue halten bis zum Tod; nur so erfüllen sie ihre Aufgabe ihren Kindern und Deutschland gegenüber. Unsere Kinder aus dem Gleichklang unserer Herzen, aus der Einigkeit unserer Sinne sind ja ganz unser Werk, unsere Lebensaufgabe. Wenn wir Familienfunde treiben und die lange Reihe unserer Ahnen sehen, wissen wir, daß sie von diesem und jenem auf den Lebensweg etwas mitbekommen, daß sie immer eine

Mischung von väterlicher und mütterlicher Seite sind und als wunderbares Rätsel vor uns stehen. Es ist für Mann und Frau ein stilles Horchen, was sich aus diesem Kind entwickelt und wie es einmal unser Blut, unsere geistigen Gaben, unser tiefstes Sehnen weiter tragen, wie es die lange Geschlechterkette fortbauen wird. Die Anlagen sind gegeben, an uns liegt es, das Gute zu kräftigen. Ob Bub oder Mädchen, immer bedarf das Kind der besten führenden Hände des Vaters, dessen klarer Verstand ihm den Blick in die Weite und ins harte Leben weisen soll, ebenso wie des warmen Mutterbergens, das schüßend über den zarten Kinderseelen steht, jedes Werden dieser Seelen verfolgt und viel Schweres tragen hilft, das ihm den festen Glauben mitgibt, daß unser aller Leben in Gottes Hand steht und er zu allem seinen Segen geben muß. Kinder sind Aufgaben, die ewig binden, die von Vater und Mutter viel Zeit und Kraft brauchen, Aufgaben, die stetig von uns bis ans Ende durchgeführt werden müssen. Wer eine Familie gründet, muß sich darüber vorher klar sein. Es liegt aber ein unenliches Glück in der Erfüllung dieser Aufgabe.

Wenn dann einst unsere Kräfte abnehmen und das Leben oft zu schwer für uns wird, stehen wir nicht einsam und alleine. Kinderhände helfen und pflegen uns und in frohen kleinen Entfernungen sehen wir unsere Familie weiterblühen. Es ist das größte Glück der Großeltern, so eine große, frohe Entlastung an sich zu haben. In Deutschland, das wie ihnen neu erkämpften, können sie nun unsere Aufgaben fortsetzen und neue, die das Leben ihnen stellt, lösen. Das Leben brachte mande persönliche Not, manchen schweren Kampf, doch wir haben in treuer Liebe zusammengestanden, Gott segnete unser treues Ausharren mit einer blühenden Familie.

In uns Frauen lebt dieser starke Glaube an die Familie. Wir wissen, mit ihm fällt oder steht Deutschlands Zukunft. Die ungeschriebenen Gesetze der Familie, die unseren Eltern und Vorfahren heilig waren, sind uns heilig und sollen unseren Kindern heilig sein. Wir müssen

die Jugend nun in richtige Bahnen lenken und ihr immer und immer wieder zeigen, was Deutschland braucht und was unser Volk verstehen würde. Gebrochene Ehen können nicht mehr geheilt werden, aber wir können sagen, für unser Volk war der Weg, den viele gingen, falsch. Wir leben das heute klar und deshalb wollen wir, daß nicht andere in dieselbe Not kommen und so Deutschland zugrunde geht. Machen wir die Augen auf, wehren wir ab, bevor es zu spät ist!

Sie einzugreifen ist Sache des Mannes. Wir erwarten nun, daß sich Männer finden, die den Mut haben, diesen ewigen Gesetzen wieder Geltung zu verschaffen. Wir Frauen geben den Glauben nicht auf. Stark und rein ist er in unsen Herzen, lebt er in unsren Kindern und Familien.

Tritt der Mann offen für die Familie ein, gibt der Staat einen festen Schutz, dann werden alle Mädchen mit Freuden und festem Vertrauen sich auf ihren schönsten Beruf als Frau und Mutter vorbereiten und fröhlich an der Seite des Mannes mit dem unersättlichsten Glauben an die Familie als unlosbare Gemeinschaft ans Werk gehen und Deutschland den so nötigen gesunden Nachwuchs schenken. Es wird sich dann, wenn wieder Zeit und Ruhe für das Innenleben ist — und das ist dringend nötig —, auch als leichtes noch für alle Deutschen eine neue Form finden, in der sie ihrer Gottverbundenheit lebendigen Ausdruck geben können. Damit bekommt die Familie wieder ihre notwendige letzte Festigkeit und Bindung. Wie unsere Ahnen bei jedem neuen Lebensabschnitt vor Gott treten und um seinen Segen baten, so werden auch wir dann wieder mit der inneren Verbundenheit aller vor Gott treten und seinen Segen für unsere Familien und unser Volk erbitten. Solche Stunden, die uns über den Alltag zu den letzten Dingen führen, geben uns immer wieder Kraft in Liebe und Treue auszuhalten, bis Gott uns von unserer Familie aberufen. Kinder und Kindesfinder werden dann unsere Familien weiterbauen und Deutschland ewiges Leben sichern. (Anspr. d. Verf. über den Verlag.)

Hans F. Zech:

Die Buren Südafrikas und England

Die weiße Besiedlung Südafrikas ist der Tatsache zu danken, daß diese Land auf halbem Wege nach Indien liegt. Um 1500 war der Seeweg von Europa um Afrika herum nach Indien entdeckt und zuerst von Portugiesen besahren worden, um aus Indien jene kostbaren Waren zu holen, in deren Besitz sich so schnell reich werden ließ. Hinter den Portugiesen kamen Engländer und Holländer, alle mit dem einen Ziel Indien und alle in der Absicht, möglichst rasch reich zu werden.

Selbst die schnellsegelnden Schiffe der Entdeckungszeit brauchten für die Strecke Europa-Indien 5—6 Monate. Monatlang also fehlte Frischwasser, Frischfleisch, frische Gemüße. Aus Vitaminmangel erkrankten die Schiffsbesatzungen an dem so qualvollen und lebensgefährlichen Skorbut. Keine Fahrt verging ohne zahlreiche Krankheits- und sogar Todesfälle. Leistungsschwache Besatzungen bedeutete für die so kostbare Ladung eine Gefahr. Kein Zufall, daß man nach Stümpunkten und Verpflegungssituationen suchte. Diesem Suchen entsprang der Wunsch der Holländischen Ostindien-Kompagnie, an der Südpitze Afrikas eine Station anzulegen. 1652 wurde am Kap ein Stümpunkt errichtet und Jan van Niebeck erster Gouverneur.

Er erkannte bald, daß selbständig wirtschaftend Bauern nötig seien, um aus dem Boden so viel heraus zuholen, daß die Schiffsbesatzungen wirklich gut und ausreichend versorgt werden könnten. Deshalb machte Jan van Niebeck Angestellte der Holländischen Ostindien-Kompagnie zu Freibauern. Am 20. Februar 1657 übergab er 9 seiner Leute den freibürgerbrief. Als erster empfing Hermann Nehemagen aus Köln, den seine holländischen Kameraden Remajene nannten, dieses Dokument. So ist ein Deutscher der erste Bur (= Bauer) Südafrikas geworden. Ende des Jahres 1657 gab es in Südafrika schon 30 Freibauern, von denen 10 deutscher Herkunft waren. Von diesen 9 stammten 6 aus Niederdeutschland und 3 aus Köln. Diese ersten Freibauern sind die Keimzelle des Burenvolkes, das eine so wechselvolle Geschichte erlebte und heute noch den Kern der weißen Bevölkerung Südafrikas darstellt.

Den ersten deutschen Siedlern sind noch viel andere Deutsche gefolgt. Der holländische Historiker Colenbrander hat vor Jahren schon nachgewiesen, daß bis 1795 von insgesamt 1526 ihm bekannten Stammvätern des Burenvolkes die Hälfte aus Deutschland stammt. Neueste

Forschungen zeigen, daß sogar noch weit mehr als die Hälfte aller burenischen Stammväter deutscher Herkunft waren. Es gibt kein Lebensgebiet am Kap, auf dem una nicht in Hülle und Fülle deutsche Namen begegnen. Als Bauern und Handwerker, als Kaufleute und Forscher, als Verwaltungsbeamte und Soldaten haben Deutsche sich unvergängliche Verdienste um Südafrika und Burenvolf erworben.

Aus den ersten Bürgern des Jahres 1657 waren ein Menschenalter später etwa 600 geworden, von denen die Hälfte in Südafrika geboren war. Als 1806, 150 Jahre nach der Gründung, England den Holländern die Kapkolonie raubte, wohnten dort 26000 Weiße. In diesen 26000 repräsentiert sich uns das Burenvolf, das aus niederdeutschem und niederländischem Blute herausgewachsen ist. Mit Recht und mit Stolz dürfen wir bekennen, daß das Burenvolf Blut von unserm Blut ist.

Wechselvoll ist das Schicksal dieses Burenvolkes in den letzten 100 Jahren gewesen. In unabhängigem Freiheitsdrange lebten die Buren sich gegen jeden Bedrckungsverfuch der Engländer auf. Als Aufstehern gegen den übermächtigen Gegner England nichts half, wanderten die Buren aus. 1838, also vor genau 100 Jahren, sind Tausende und aber Tausende Buren mit Frauen und Kindern, mit Hab und Gut, vor den neuen Herren aus der englisch gewordenen Kapkolonie abgewandert.

Die Buren Südafrikas waren allzeit freie und rassenstolze germanische Menschen. Es wollte ihnen nicht in den Kopf, daß England sie mit Missionaren, sonderbaren Verwaltungsmaschinen und noch unverfndlicheren Sprachgelesen bedrängte. Als das angeblich so rassenlose England gar Schwarze gegen Weie auspielte, war das Maß des burenischen Unmutes voll. Zum Kriege zu schwach, wanderten die Buren zu Tausenden aus der Kapkolonie aus, um in der Wildnis eine neue, aber freie Heimat zu suchen. 1836 brach die Zeit des „Großen Trecks“ an, der 1838 seinen Höhepunkt erreichte.

Ziel der burenischen Auswanderung war Natal, an der Küste des Indischen Ozeans. Unter unfglichen Strapazen haben die Bauernjge das 3000 in hohe Drakens-Gebirge überschritten. Nach argen Fehlschlägen vernichtete am 18. Dezember 1838 die nur 463-Kpfige Burenchar das 12000 Mann starke Heer des Zuluknigs Dingaan und nahm einen Großteil Natals in Besitz. Nach zwei Jahren voller Entbehrungen, Wanderjgen und Blutopfern hatten die Buren damit eine neue und freie Heimat gefunden. Da überzog England die Buren erneut mit Krieg, annectierte Natal und raubte ihnen so zum zweiten Male die Freiheit. Zum zweiten Male zogen die Burentrucks den schlimmen Weg durchs Gebirge zurück, um im Innern Südafrikas zum dritten Male eine freie Heimstatt zu gründen. Damals entstanden die Burenrepubliken „Transvaal“ und „Oranje-Freistaat“. Wieder legte England Hand auf sie. Diesmal war kein Ausweichen möglich. Die Buren stellten sich zum Kampf und vernichteten die Engländer am Majuba-Gill (1881).

Aber die Freiheit sollte nur von kurzer Dauer sein. Mit diplomatischen Winkelzügen bedrängte England die gutgläubigen Buren. Englands habgierige Plutokratie und mit ihr verbündet das Judentum wollten das burenische Land unter allen Umständen haben, denn dort gab es Diamanten und Gold. Was schert England je Verträge, wenn es Geschäfte wittert. Cecil Rhodes, der Offordschler, Judenfreund und Freimaurer, machte sich zum Vollstrecker britischer Mächtigkeit, und die ganze englische Nation stand hinter ihm. „Ohm Krger“, dem burenischen

Präsidenten, blieb nichts übrig, als sich zum offenen Kampf zu stellen. 1899 brach der berüchtigte Burenkrieg aus.

Wieder siegten die Buren, trotzdem England gegen die kaum 34000 Buren mehr als 80000 Mann ins Feld stellte. Schließlich feierte England seine Treppensabl auf über 250000 und griff gleichzeitg zu einem teuflischen Kampfmittel. In Konzentrationslagern wurden über 70000 Frauen und Kinder kämpfender Buren zusammengetrieben. Während der ganzen dreijährigen Kriegsbauer sind nur 6189 Buren gefallen, in den Konzentrationslagern aber sind 26379 Frauen und Kinder elend zugrunde gegangen. Unter diesen Opfern britischer Grausamkeit befanden sich allein 22507 Kinder unter 16 Jahren. Das war die Hälfte der gesamten burenischen Jugend! Kein Zweifel; England war entschlossen, das Burenvolf auszutilgen. Das Niederbrennen aller Hse, der Raub des Viehs und Ackergertes, das Massensterben der Frauen und Kinder hat nach dreijährigem Kampf die Buren zur Kapitulation gezwungen (1902). Die rechtmgigen Eigentümer, die das Land mit ihrem Blute erobert und verteidigt, mit ihrem Schweiße kultiviert hatten, waren Anechte der Briten geworden.

Mit dem Stolze selbstbewußter germanischer Menschen haben die Buren die Rassenfranke geachtet. Die Engländer aber rissen sie ein. Chinesische Kulis, indische und schwarze Arbeiter wurden zu tausenden nach Südafrika geschickt und mußten für die Briten aus den Goldfeldern, Diamantgruben und Zuckerplantagen herausbluten, was herauszubolen war. Die rechtmgigen Besitzer des Landes und ihre rein agrarischen Interessen aber wurden vernachlässigt.

Nach wählt der alte Groll, als 1914 der Weltkrieg ausbrach. Smuts und Botha, einst Kämpfer gegen die Briten, zeigten, daß sie englndbrig geworden waren. Südafrika sollte für England bluten, aber die Buren wollten nicht. Da meldeten gefälschte Telegramme, die Deutschen hätten von Deutsch-Südwest aus die Südafrikanische Union angegriffen. Gefälschte Karten „bewiesen“ den Abgeordneten das selbe. Jetzt erst erreichten Smuts und Botha die Kriegserklärung Südafrikas an Deutschland, aber es gelang ihnen doch nicht, die Volksstimmung gegen Deutschland aufzupeitschen. Man griffen Smuts und Botha zur Gewalt. Die Burenfhrer wurden teils erschossen, teils verunglückten sie „zufällig“, teils wanderten sie mit tausenden ihrer Freunde ins Gefängnis. Das vergewaltigte Burenvolf mußte für England in Afrika bluten und Kanonensutter für England nach Europa schicken. ber 75000 Südafrikaner haben ihre Heimat nicht wiedergefunden.

Das Burenvolf hat nicht vergessen, daß seine Väter von England um die Freiheit betrogen wurden. Es hat nicht vergessen, daß die Väter von Ort zu Ort gehen und unter Bruch feierlich gegebener Verträge vergewaltigt wurden. Es hat nicht vergessen, daß am Majuba-Gill und im Burenkriege der Briten in ehelichem Kampf besiegt wurde. Es hat noch weniger vergessen, daß mehr als 26000 Frauen und Kinder in scheuflchster Herzlosigkeit zu Tode gequält wurden. Es hat nicht vergessen, daß die Schge der eigenen Heimat Erde von englischen Plutokraten und Juden ausbeutet werden. Es hat nicht vergessen, daß die Farbigen ins Land geholt wurden und so allergefhrlichste, wirtschaftliche, kulturelle, soziale und vlksliche Probleme aufgerollt worden sind. Gerade weil das Burenvolf all das nicht vergessen hat und schwer darunter leidet, will es wieder frei und Herr im eigenen Lande werden.

Anf. d. Verf. Bln-Marienburg, Goltsteinstr. 209.

Hermann Jung:

Rassenelend zwischen Trinidad und Harlem

Vom Deck eines Vergnügungsdampfers sehen sich die Tropen recht vergnüglich an. Ewig blauer Himmel, gleichmäßige Temperaturen, die oft so hoch liegen, daß man im Freien schlafen kann. Früchte in solchen Mengen, daß die Gäfte verbiebt und ein geruchsaues Leben der Eingeborenen, die sich in ihrem stolischen Gleichmut nicht stören lassen, oder den Fremden getwollt lustig entgegen-tanzen, um sich ein paar Cent zu verdienen. Das ist so ungefähr die äußere Seite, die sich dem oberflächlichen Beschauer zeigt. Von Trinidad bis Jamaika daselbe Bild. Die wenigsten ahnen, was im Hintergrund schwelt. Die wenigsten kennen die trostlose Geschichte, die diese Länder, diese Inseln im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht haben. Schon in St. Georges auf Granada beginnt das große westindische Rassenelend, das über alle Inseln und Inselchen hinweg erst in Harlem, der Negerstadt New Yorks, seinen Abschluß findet. Schon hier in St. Georges am Pier haust das Negerproletariat, das die Fremden nicht so harmlos anbettelt: „Give me five cents“ wie in den Bergen. Hier wittert die verheerete Negerseele schon in jedem weißen Touristen einen Ausbeuter der schwarzen Rasse. Während oben in den Bergen jede Negermama ihre Sprößlinge nur dem Objektiv der Kamera aussetzt, wenn der Besitzer zuvor einen Obolus entrichtet hat, entzieht sich der schwarze Proletariat hier unten am Meeresufer auf jeden Fall dem Kameramann, weil die Kamera ihm als ein Werkzeug des Ausbeuters erscheint.

Inparadiesisch ist auch der Weibstul, den man da plögl-lich in einer Gasse vor sich sieht. Er wurde aus einer uralten Forstkaserne gebaut: Dieser Weibstul kennzeichnet am besten, wie stark die Neger verproletarisiert sind. Und in der Missionschule sitzen Schwarze, Weiße, Braune und Gelbe nebeneinander, und eine Mulattin unterrichtet. In Trinidad erreicht dieses Rassenchaos dann den Höhepunkt. Und der Markt ist in Port of Spain, wie überall in Westindien, nicht nur das Spiegelbild und der Sammelplatz für die Erzeugnisse des Landes, sondern auch für die auf der Welt einmalige Völkerschau. Man fragt sich manchmal, was dieser Privathandel noch einbringen kann, wenn man für eine Ananas 6 Pfennige zahlt oder für 100 Orangen einen Groschen, wenn die Kokosnüsse auf der Straße liegen, wenn eine ganze Staube mit 30 Bananen für 15 Pfennige zu haben ist. Diese Menschen handeln, um eine Beschäftigung zu haben. Vielleicht fällt dabei sogar ein fünf-Centstück ab.

Die Verkäufer: Mulatten und Kreolen sind in der Überzahl. Dazu kommen Inderinnen und Mestizen, Hindus und Chinesen. Aber nicht alle treiben Handel. Viele liegen träge auf einem Ballen, schlafen oder blinzeln in den heißen Tag. Nur die Chinesen sind emsig dabei, ihren Wohlstand mit allen Mitteln zu vermehren. In Trinidad sah ich eigentlich zum erstenmal Rassenmischungen, die man schlechthin als undefinierbar bezeichnen muß, weil es einfach nicht möglich ist, die Herkunft und Abstammung zu ergründen.



Rassenmischmach in einer Harlemer Schule

Autn. Jung

Das kann — wenigstens auf den ersten Blick — ebensogut eine Kreuzung zwischen einem Chinamann und einer Hindufräule oder zwischen einem Kanaken und einer Keolin sein. Daß in diesem Völkertotwuchsbau die Juden nicht fehlen und sich den Absonderlichkeiten dieses Landes angepaßt haben, ist nicht verwunderlich, sie haben den Einflügeligen dieser Inselwelt die Milky Maus, den Baumgummil, rotlackierte Fingerringel als Erzeugnisse der Zivilisation gebracht. War die Brahmanen und Hindus sind gefestigt gegen diese Erzeugnisse. Sie stolzierten in ihren heimatlichen Gewändern und in der heimatlichen Tracht einher und vollzogen ihre Gebetsübungen.

Es gibt in USA. Engros Häuser für ausrangierte „Herrenstouletten“, die dann über die Ramschjuden von Port of Spain in die entlegenen Hütten der Neger und Mulatten wandern. Wo kämen sonst die Klappbaren Zylinder und die verschossenen Crêpe de Chine-Aleider mit Spitzenbesatz, grün, rot, gelb, blau und Camoie her? Ober die Stöckelschuhe aus Schlangenleder? Aber wie gesagt, nur die Neger und Mischlinge behängen sich mit solchem Kram. Es ist erstaunlich, wie auch hier Hindufräulen ihrer heimatlichen Sitte treu bleiben mit ihren schleierartigen Gewändern bis zum silbernen oder goldenen Armreifen oder dem goldenen Ring in Nase und Ohr. Die Neger sind im allgemeinen fleißige, willige und ausdauernde Arbeiter, aber Trinidad ist nicht nur in Klimatischer Hinsicht mit seinen 10 Grad über dem Äquator ein heißes Pfaster, sondern auch politisch. Hier nimmt die „Schwarze Front“ ihren Ausgangspunkt für ganz Westindien. Streik ist hier ein geklagtes Wort, und die Weißen haben nicht gerade einen leichten Stand, wenn man bedenkt, daß unter den zwölf Millionen Einwohnern Westindiens mehr als elf Millionen schwarz sind. Es geht bei diesen Streiks und gelegentlichen Unruhen nicht mehr um die übliche Lohnerhöhung, sondern vielmehr um Schwarz oder Weiß, um die Herrschaft im Lande. Und die Neger

auf Trinidad sind ebenso wie viele ihrer Rassenossen in Harlem nicht mehr ausschließlich Angehörige des Proletariats, sondern mancher verfügt über Kapital, über Wissen und damit über eine nicht zu unterschätzende Macht, mit der er nun offen und verdeckt den Kampf für seine Rassenossen weiterführt. Sie sind sich hier ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit durchaus bewußt und haben nicht die geringste Lust, sich von einer kleinen Minderheit beherrschen zu lassen. Die „Schwarze Front“ wird zu einem Problem, und den Schwarzen kann es nur angenehm sein, wenn dieses Problem durch Hesperolen fremder Anführer gefördert und zu einer Entscheidung gedrängt wird. Dieses Problem tritt in Jamaika noch auffälliger in Erscheinung. Die Bevölkerung setzt sich hier noch zu 97 v. H. aus Negern und Mulatten zusammen, eine Folge der englischen Sklavenhalterei und Afrikanisierung Westindiens. Als die Sklaverei aufgehoben wurde, zahlte die englische Regierung an die englischen Sklavenhalter eine Entschädigung von sechs Millionen Goldpfund. Natürlich blieben die Rückwirkungen dieser plötzlichen „Befreiung“ nicht aus. Die freien Neger wurden von heute auf morgen von Haus und Hof gejagt und sollten sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Die Sklavenhändler rieben sich die Hände. Das erste große Geschäft hatte sich verschlagen, aber das zweite ließ nicht lange auf sich warten, versprach noch größer zu werden. Die von Haus und Hof Vertriebenen mußten um jeden Preis arbeiten, wollten sie nicht Hungers sterben. Und was nun folgte, war nichts weniger als Sklaverei, nur in verkappter Form. Die Befreiten durften in ihre alten Wohnungen zurückkehren, wenn sie zu einem Schandlohn arbeiten wollten, mußten aber von nun an für ihre Wohnung Miete bezahlen. Seit dem blutig niedergeschlagenen Negeraufstand vom Jahre 1865 kommt Jamaika nicht mehr zur Ruhe. Streiks, Aufstände und Revolten sind an der Tagesordnung. Und Jamaika gilt



Streikposten im Negeriertel in Harlem

Aula. Jung



Auf dem Markt in Trinidad. Negerin und Mulattin
(Mischling von Weißen und Negern)



Mulatten, Neger und Inderinnen an den
Verkaufshäuschen in Trinidad



Für die Fremden: Alte Volksmusik in Meritlo,
Raffenmischung zwischen Indianern und Spaniern



Mädchen aus Caracao: Indianerin links,
Mestizin (Mischling zwischen Weißen und Indianern) rechts

beute als das politische Pulverfaß Westindiens. Das „Paradies“ Jamaika wächst sich zu einem Herrenfessel aus, und es ist fraglich, ob es den Engländern nach dem Zusammenbruch in Europa beim nächsten Zusammenstoß wieder gelingen würde, ohne größere Eigenverluste einen Ausfluß wie den vom Jahre 1865 niederszuwerfen. Der Funke, von Jamaika ins Pulverfaß geworfen, könnte auf die übrigen westindischen Inseln überspringen, die an sich schon bis unter das Dach mit Sprengstoff geladen sind, eine Gefahr, mit der sich auch die Amerikaner schon eingehend

befasht haben, die ja die Hoffnung hegen, nicht nur auf Trinidad, sondern in ganz Westindien das Erbe Albions anzutreten. Um übrigen ist dieses Rassenproblem für U.S.A. durchaus kein Neuland, beschriftigen sie doch tagtäglich die gleichen Fragen im Westen der Vereinigten Staaten und vor allem in Harlem, wo die Zusammenballung von 300000 Negern auf kleinstem Terrain Zünsstoff die Fülle bietet. Verf. steht im Felde. Anscr. über die Schriftlgt.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Die deutsche Bevölkerungsentwicklung während des gegenwärtigen Krieges. Die Entwicklung der der Eheschließungen und Geburten im ersten Kriegsjahre zeigt ein recht erfreuliches Bild, besonders wenn man sie mit der Entwicklung im ersten Jahr des Weltkrieges vergleicht. Im August 1914 nämlich fielen die Eheschließungszahlen um 53000 gegenüber dem August des Jahres 1913, im 3. Vierteljahr 1939 aber nahmen sie um mehr als $\frac{1}{3}$ (21,8%) gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres zu; in den Großstädten betrug der Anstieg der Eheschließungen im November 1939 gar 75% gegenüber dem November 1938. Die hohe Zahl von 50000 Kriegstraunungen (um so viel war die Zahl der Traunungen größer als in der entsprechenden Zeit des Vorjahres) in den ersten 4 Monaten dieses Krieges zeigt, daß heute im Vergleich zu damals viel mehr junge Leute von dieser Vorverlegung dieser Eheschließung Gebrauch machen — wir können das wohl in Zusammenhang bringen mit den verschiedenen bevölkerungspolitischen Maßnahmen, nicht zuletzt mit der Familienunterstützung für Werbemachtangehörige, die in Deutschland spürbar höher liegt als in Frankreich und England.

Die Heiratshochflut hielt bis in den März 1940 hinein an: 185000 Ehen wurden bis Ende März „im voraus“ geschlossen. Im Mai und Juni 1940 ist dann die Kurve der Eheschließungen beträchtlich abgesunken: Es war die Zeit der Kampfhandlungen in Frankreich. Im Juli 1940 hatte sie mit 5,8 Eheschließungen aus tausend der Bevölkerung ihren Tiefpunkt erreicht und stieg nach dem Aufhören der Kampfhandlungen bereits im August auf 7,7 a. T., um im September auf 6,9 a. T. zurückzugehen und im Oktober wieder 7,3 a. T. zu erreichen.¹⁾ Daß die Eheschließungskurve den Höchstand von 14,0 a. T. vom März umschloß wieder erreichen konnte, liegt daran, daß eine starke und anhaltende Vorverlegung von Eheschließungen in den vorhandenen Bestand an Heiratsfähigen eingreift und notwendig einen späteren Rückgang an Eheschließungen hervorufen muß; auch macht sich die schwache Besetzung der jetzt ins Heiratsalter eintretenden Jahrgänge — sie stammen aus den geburtenarmen Weltkriegsjahren — nun zum ersten Male bemerkbar. Die nach Abschluß des Feldzuges in Frankreich erfolgte Zurückverlegung eines großen Teiles der Werbemacht in die Heimatshandorte und die großzügige Beurlaubung der Soldaten zu Weihnachten 1940, dürfte sich weiterhin bevölkerungspolitisch günstig auswirken.

Auch die Geburtenbewegung weist eine von der des

Weltkrieges abweichende Entwicklung auf. Es mußte natürlich auch in diesem Kriege mit einem Geburtenausfall gerechnet werden, und zwar war er für den Mai 1940 (9 Monate nach dem Beginn des polnischen Feldzuges) zum ersten Mal zu erwarten. Tatsächlich zeigte sich im Mai, daß die bisher dauernd steigende Kurve, die im Februar 1940 mit 23,8 Lebendgeburten a. T. der Bevölkerung ihren Höchpunkt erreicht hatte, einen Stillstand aufwies. Sattte noch der Februar eine Steigerung von 14,5% gegenüber dem Februar 1939 aufwies, so betrug jetzt der Anstieg nur noch 1,7%. Und im Juni 1940 trat zum ersten Mal ein deutlicheres Absinken ein. Gegenüber dem Juni 1939 zeigte er einen Geburtenausfall von 14,9%. Man kann diesen Rückgang zwischen Juni 1939 und Juni 1940 in Vergleich setzen zu dem Rückgang vom Mai 1914 auf den Mai 1915. Dabei zeigt sich nun, daß der Geburtenrückgang im Weltkrieg bedeutend schärfer war; er betrug 30,3%. Schon im Juli 1940 war der Rückgang gegenüber dem gleichen Monat des Vorjahres nur 8%, im August nur noch 4,9%, und der September 1940 brachte sogar eine neue Zunahme um 3,3% gegenüber dem September 1939. Die auf 1000 Einwohner berechnete Geburtenziffer stieg von 17,2 im Juni, über 18,9 im Juli, 19,0 im August auf 21,2 im September — eine Folge der Heiratshochflut um die Jahreswende. Die ersten 9 Monate des Jahres 1940 schlossen daher trotz des Rückganges im Juni mit einer Zunahme der Lebendgeborenen ab. Fast 38000 Kinder wurden in diesen $\frac{3}{4}$ Jahren mehr geboren, als in dem entsprechenden Zeitraum des Vorjahres. Wenn man sie auf den Schalttag von 1940 entfallenden Lebendgeburten absieht, bleibt noch eine Zunahme von 32500 Geburten bestehen, das sind 2,6%. Die Zahl der Lebendgeborenen im Deutschen Reich (ohne die ehemals polnischen Gebiete) betrug im 3. Vierteljahr 1940 400620, das entspricht einer Geburtenziffer von 19,7 a. T. Der Oktober 1940 brachte 133846 Lebendgeborene und eine Geburtenziffer von 18,7 (Oktober 1939: 19,7).²⁾ Die Monate Januar bis Oktober 1940 haben damit die Geburtenziffer 20,8 erreicht gegenüber 20,6 in den gleichen Monaten des Jahres 1939.

Über die Geburtenentwicklung des letzten Vierteljahres 1940 sind die Zahlen zur Stunde noch nicht veröffentlicht. In ihnen werden sich gewisse Ausfälle infolge des Rückgangs der Eheschließungen im Frühjahr 1940 bereits bemerkbar machen. Im Ganzen können wir jedoch sagen, daß — wie die blutigen Verluste auf dem Schlachtfelde — auch die Kriegsverluste durch Geburtenausfälle im Vergleich zum Weltkrieg wesentlich niedriger liegen.

¹⁾ Während der Drucklegung sind auch die Zahlen für November bekannt geworden, die Heiratsziffer stieg weiter auf 8,2. Folge der jährlichen Heiratshochfluten.

²⁾ 17,8 im November.

Buchbesprechungen

Handbuch der Erbkrankheiten. Hrg. von A. Gütt. Leipzig, G. Thieme. Je Band geb. RM. 24.—, geb. RM. 26.—.

Bd. 2: Die Schizophrenie. Mit 61 Abb.

Bd. 3: Die erbliche Fallsucht. Der Erbbeitanz (Suntzingische Chorea). Der schwere Alkoholismus. Mit 64 Abb.

Bd. 6: M. Schwarz: Die erbliche Taubheit und ihre Diagnostik. S. Lehmann: Körperliche Missbildungen. 222 Abb.

Es ist erfreulich, daß sich das Handbuch, von dem bisher der 1. Band (Schwachsinn) und der 5. Band (Erblinden des Auges) vorgelegen haben, mit dem Erscheinen dieser beiden Bände der Vollständigkeit nähert. In dem Band über die Schizophrenie sind die Klinik und die Erbpflege von Rahn bearbeitet worden, während die Erbpflege der Schizophrenie aus der Feder von Luxenburg stammt. Rahn gibt eine ausführliche klinische Darstellung, die den Rahmen dieses Handbuches fast übersteuert. Er und höchst im wesentlichen an die Handlung, von Braepelin Kleuler herkommende Fassung des Krankheitsbegriffes. Der Hauptwert wird, durchaus richtig, mehr auf die eigentliche Klinik als etwa auf psychopathologische Einzelheiten gelegt. Nicht selten kommt der subjektive, zuweilen nicht hinreichend begründete Standpunkt des Verfassers zum Ausdruck. Der erbpflegerische Teil ist etwas kurz gehalten. Luxenburg, dessen große Erfahrungen auf diesem Gebiete unbestritten sind, gibt hier wieder einmal eine ebenso kritische wie erschöpfende Darstellung, in der auch der Hinweis auf die vielen noch offenen Fragen nicht fehlt. Vorbildlich für die Art, wie die Klinik in diesem Handbuch allgemein bearbeitet werden sollte, scheint mir die Darstellung des allgemeinen und klinischen Teiles der erblichen Fallsucht von Poplisch, welcher auch den erbpflegerischen Teil über erbliche Fallsucht bearbeitet hat. Der erbbiologische Teil stammt von Conrad, der bekanntlich durch seine gründlichen, im Rüdinschen Institut entstandenen Untersuchungen mit dazu beigetragen hat, daß die Annahme der Erbbedingtheit der genuinen Epilepsie heute nicht mehr zu erschüttern ist. Den allgemeinen und klinischen Teil über den erblichen Veitstanz sowie den erbpflegerischen Teil hat Kehler geliefert, den erbbiologischen Teil Lentz, beide ausgezeichnete Kenner ihres Gebietes und seit vielen Jahren mit dem Stoff vertraut. Megendorfer, der sämtliche Einzelkapitel über den schweren Alkoholismus übernommen hat, gibt nicht nur eine gute Übersicht über Klinik, Erbpflege und Erbbiologie, sondern er betrachtet das Thema auch unter den größeren Gesichtspunkten allgemein-medizinischer und soziologischer Zusammenhänge. Sein Beitrag zeichnet sich, wie auch der von Poplisch, durch die Klarheit der Anlage und des Stiles aus.

Mit dem 6. Band nähert sich das sechsbändige Handbuch der Erbkrankheiten von Gütt dem Abschluß. Es steht jetzt nur mehr noch ein Band (über das zirkuläre Veresein und über Psychopathie und Synergie) aus. Auch der vorliegende Band hält in glücklicher Form die Mitte zwischen einem großen Handbuch und einem einfachen Lehrbuch. Beide Beiträge stehen auf der Höhe der Zeit. Die Darstellung der Erbverhältnisse wird aufgebaut auf einer geschichtlichen Kürzeren Darlegung der anatomischen und physiologischen und einer ausführlicheren der klinischen Tatsachen. J. Schottky.

Ernst, K.: Über Gewalttätigkeitsverbrecher und ihre Nachkommen. 1938. Berlin, Springer. 143 S., 10 Abb. br. RM. 19.70.

Das Material umfaßt 93 männliche Gefangene, die erwachsene Kinder befaßen und eine Anzahl von Gewalttätigkeitsdelikten in ihrem Leben begangen hatten. Die Ausführungen zeigen deutlich den engen Zusammenhang zwischen der Kriminalität der Verbrecher und ihrer Nachkommen. Außerdem weist der Verfasser auf die sich hier ergebende soziale Siebung hin. L. Steffens.

v. Neureiter, S.: Kriminalbiologie. Handbücherei f. d. öffentl. Gesundheitsdienst. Bd. 14. 1940. Berlin, C. Heymann. 82 S. 7 Abb. Preis geb. RM. 5.—.

Der Verf. erörtert alle für den ärztlichen Sachverständigen wichtigen kriminalbiologischen Probleme. Seine Ausführungen verbinden in glücklicher Weise die Belange der Strafrechts- und der Erb- und Rassenpflege. L. Steffens.

Klüßmann, W.: Der Gebihrerfall als Ausdruck einer unorganischen Lebensordnung. 1939. München-Berlin, J. F. Lehmann. 36 S. Kart. RM. 1.—.

Der Kampf gegen den in den letzten Jahrzehnten immer drohender gewordenen Gebihrerfall wird heute mit vermehrtem Einsatz von den verschiedensten Seiten geführt. Der Verfasser, selbst Zahnarzt und seit längerem praktisch und aufklärend auf diesem Gebiete tätig, sieht den Gebihrerfall im Zusammenhang nicht nur mit den übrigen Körpervorgängen, sondern er wertet ihn als Zivilisationsphänomen überhaupt und stellt ihn in Beziehung zu anderen Zivilisationschäden verschiedenster Art. J. Schottky.

Bufe, S.: Gesunde deutsche Volkstöße. 1940. Döfned i. Thür., S. Gerold. 50 S. Preis 75 Pfg. Bei Sammelabnahme billiger.

Das Werk enthält die Anleitung zu zahlreichen einfachen Geräten unter dem Gesichtspunkte der bestmöglichen Ausnutzung der uns zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel. Es berücksichtigt die gegenwärtigen Zeitverhältnisse und kann, zumal es auch vom ärztlichen Standpunkt aus einwandfrei ist, empfohlen werden. J. Schottky.

Mayer, A.: Deutsche Mutter und deutscher Aufstieg. Politische Biologie 5. 7, 1938. München-Berlin, J. F. Lehmann. 40 S., 9 Abb. Geb. RM. 1.50.

In knapper Form schildert der erfahrene Frauenarzt die Gefahren, die dem Bestande unseres Volkes drohen und weist dann sehr eindringlich auf den zum Wiederanstieg unerläßlichen Beitrag der deutschen Mutter hin, auf ihre Aufgaben, in der Erziehung der Kinder, in der Wiederherstellung und Rückgewinnung der Familie sowie als Kameradin ihres Mannes. Dieser eindringliche Aufruf verdient weiteste Verbreitung. L. Steffens.

Hoffmann, H.: Was jeder Kinderreiche wissen muß. 7. bearb. Aufl. 1940. Stuttgart-Berlin, W. Kohlhammer. 92 S. Preis RM. 1.—.

Das unter Mitwirkung der Reichsbundesleitung des Reichsbundes deutscher Familien erdichtene Werk gibt eine Übersicht über die gesetzlichen Maßnahmen, die Verordnungen und Erlasse des Staates, die zum Ziel die Förderung der kinderreichen Familie haben. Das Werk ist durch seine Klarheit und Übersichtlichkeit ein wertvoller Berater und Helfer der kinderreichen Familie. J. Schwanig.